Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Volksblatt. 1930-1933
46 (1932)

165 (16.7.1932)

urn:nbn:de:gbv:45:1-505463

Visual Library

161

Tägliche Auflage: 17000. Einzelpreis 10 Pf.

Volksblatt

Tageszeitung der Sozialdemokratischen Partei für Olde[illegible] [illegible]nd Ostfriesland

Hauptgeschäftsstelle: Wilhelmshaven-Rüstringen, Peterstraße 76, Telefon Nr. 58 und 109; Geschäftsstelle Oldenburg: Achternstraße 4, Telefon Nr. 2508; Geschäftsstelle Nordenham: Bahnhofstraße 5, Telefon 2259; Geschäftsstelle Brake: Bahnhofstraße 2, Telefon 341.

Der Bezugspreis beträgt 2.10 RM einschl. Bestellgeld, Ausgabe A 2.— RM monatlich. Anzeigen: Die einspaltige mm-Zeile 12 Rpf, Ausgabe A 10 Rpf, für auswärts 25 Rpf, Ausgabe A 20 Rpf. Reklamen: Einspaltige mm-Zeile lokal 40 Rpf. auswärts 65 Rpf.

Druck und V[illegible] [illegible]g & Co., Wilhelmshaven-Rüstringen Postscheck-Ko[illegible] & Co., Wilhelmshaven-Rüstringen Hannover 18[illegible] [illegible]blatt erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- un[illegible] [illegible]nzeigen-Annahme bis 9 Uhr vormittags

Nummer 165 A — Sonnabend, den 16. Juli 1932 — 46. Jahrgang

Tatsachen

vor denen Hitler flüchten möchte!

Herr Hitler muß eine panische Angst haben vor dem 31. Juli. An diesem Tage wird nämlich das arbeitende Volk mit ihm und seiner ewigen Demagogie Abrechnung halten. Allzulange hat man dem Schwadronieren seiner auf die Wähler losgelassenen Führer und Unterführer gedankenlos zugesehen. Nun aber geht ein Erwachen durch die Bevölkerung: Schluß mit dieser zu nichts führenden grenzenlosen Versprecherei! Schluß mit den Scharen, die schon am frühen Vormittag in ihren Braunhemden die Straßen bevölkern und von denen man nie weiß, wer ihnen eigentlich die doch allerhand Geld kostenden Uniformen bezahlt! Schluß mit der fortgesetzten Hetze gegen die Gewerkschaften, die schon immer den Leuten von der Schwerindustrie ein Dorn im Auge waren und deren sauer geschaffenen Einrichtungen man am liebsten kurz und klein schlüge!

Aus diesem Grunde haben die obersten Chefs der Braunhemden eine Aufforderung an die Regierung gesandt, in der sie nichts weniger als die sofortige Verhängung des Belagerungszustandes fordern! Was heißt das? Nun, das heißt, daß man Angst hat vor den Ergebnissen der kommenden Reichstagswahl. Denn, wenn erst der Belagerungszustand über Deutschland aufgemacht ist, dann kann natürlich nicht mehr gewählt werden; dann scheidet alles Wählen aus und Herr Hitler und die Seinen kämen aufs einfachste um dieses Uebel herum. Denn nichts muß für die Nationalsozialisten verhängnisvoller sein, als ein Stagnieren oder gar ein Zurückgehen ihrer Bewegung. Einem solchen peinlichen Zustand gegenüber möchte man sich, um Himmels willen!, nicht sehen. Das wäre ja verheerend. Darum der Schrei nach dem Ausnahmezustand.

Wie jubelte man doch im braunen Lager, als Herr Brüning abgehalftert worden war! Was machte man doch für ein Geräusch darüber, daß das „System" nun endlich erledigt und daß man besseren Zeiten entgegenginge. Innenpolitisch würde es nun ganz anders kommen. Und auch den fremden Schwätzern in Lausanne würde man schon die Faust unter die Nase halten. Sie sollten nur kommen. Gottlob wäre ja das „System", wäre ja der Brüning weg. Im Zeichen Hitler-Papen pfiffe ein anderer Wind vom Rhein bis zur Donau, von der Eider bis zur Hunte. Jawohl, die richtigen nationalen Männer wären jetzt da und kein Sozi hätte mehr etwas zu sagen. Diese trostlose Gesellschaft, die den Brüning nicht gestürzt hätte und zu deren Zeit man im Innern Notverordnungen und außen wer weiß was sonst hinnehmen mußte. Jawohl, nun würde sich alles, alles wenden. . . .

Was aber wurde beim Anbruch der versprochenen glorreichen Zeit? Es wurden eine Reihe neuer, aufs härteste fühlbare Notverordnungen im Innern und es wurde in Lausanne etwas, über das man am allerwenigsten in den Rechtskreisen eine reine Freude hatte. Die ärmsten der Rentenbezieher sahen ihr so schon mageres Monatsgeld noch um sechs Mark mehr zusammenschmelzen; neue Steuern auf Lebensmittel kamen hinzu und von der Ankurbelung der Wirtschaft ist selbst mit dem besten Fernkiefer nichts zu entdecken.

Dafür sah man, wie beispielsweise die neue nationalsozialistische „Arbeiterpartei"-Regierung in Anhalt die Zeitungen der Arbeiterschaft knebelte und dem Volke seine Lektüre nahm. Wir in Oldenburg erlebten es, daß unsere neue, aus lauter Nationalsozialisten zusammengesetzte Staatsregierung die verschiedensten Bevölkerungsschichten zu einem großen Appell nach Oldenburg einlud, daß sie aber die Vertretungen der oldenburgischen Arbeiterschaft von diesem Aufbauappell ausschloß. Wenn die früheren oldenburgischen Regierungen — wenn die Kabinette Tantzen, von Finckh, Cassebohm dergleichen Dinge zur Besprechung stellten, dann hielten sie es für selbstverständlich, auch die Arbeitnehmergruppen, die doch noch immer mit den Beamten und den Angestellten zusammen die zuverlässigsten Steuerzahler sind, zu den Beratungen mit heranzuziehen. Ja selbst Herr von Papen in Berlin sieht noch ein, was die Arbeiterschaft für Staat und Volk bedeutet; die oldenburgische nationalsozialistische „Arbeiterpartei"-Regierung glaubt dergleichen verschmähen zu müssen. Wir können nicht glauben, daß eine solche Einstellung weder der oldenburgischen Gesamtbevölkerung, noch der gegenwärtigen Staatsregierung Nutzen bringen kann. Doch die Herren müssen es ja wissen, wieweit sie auf diesem Wege gehen und was sie der organisierten Arbeitnehmerschaft bieten können. Unsere Sorge soll es nicht sein.

Sehen also im Innern die Dinge sehr nach Essig aus, so steht es nach außen nicht besser. Ganz entschieden hatte Brüning betont, ein unerschütterliches „Nein!" nur gäbe es für ihn in Lausanne und kein Pfennig würde mehr gezahlt. Von Herrn von Papen aber erwarteten die über Brünings Sturz laut aufjubelnden Hitleriche noch viel selbstverständlicheres! Das harsche Nein wäre das mindeste.

Und dann kam eines schönen Tages Herr von Papen aus Lausanne zurück und sagte, daß er Herrn Herriot drei Milliarden und noch einiges andere zugesagt habe. Und daß er hinsichtlich der Kriegsschuldfrage und der Rüstungsgleichheit gar nichts erzielt hätte. Da staunten die Nazis und machten lange Gesichter und fingen nun an, auf die neue, erst so bejubelte Regierung zu schimpfen. Und nun möchten sie am liebsten nichts mehr wissen von den Dingen, die zum Sturze Brünings und zur Einsetzung der Regierung Papen-Schleicher geführt hatten; von Dingen, wo sie doch so jubelnd dazwischen waren.

Noch mehr aber als die Nazis über das Ergebnis von Lausanne, das ihnen nach den mancherlei neuesten Botschaften noch wässeriger scheinen will, noch mehr aber staunen weite Kreise des deutschen Volkes über die Partei des Herrn Hitler, der jetzt das Schicksal des Fuchs im Eisen erlebt. Wirklich, darum wäre ein Gejuble ob des Brüninglsturzes, wäre ein Hoffnungsposaunen um die neuen, die „nationalen" Minister nicht notwendig gewesen. So national war Herr Brüning auch gewesen.

Und die Nazis fühlen das Peinliche der Zeit. Sie sehen sich erkannt und möchten nun am liebsten alles von sich abschütteln. Und wo dies nicht geht, da suchen sie die unangenehmen Tatsachen zu überschreien. Herr Hitler sucht das deutsche Volk, ablenkend von den peinlichen Dingen, mit allerlei Siegesprophezeiungen einzuwickeln. Er tut, als ob er den Sieg schon in der Tasche hätte. Er weiß sehr genau, warum er das tut. Nämlich, weil er ebenso genau weiß, daß er sehr, sehr weit von diesem Sieg entfernt ist! Darum auch der Schrei nach dem Belagerungszustand. Ein Zustand, der ihn dem 31. Juli aus dem Wege gehen läßt!

Das arbeitende Volk aber wird ihm einen Strich durch seine Rechnung machen. Es wird kein Belagerungszustand kommen, aber die Wahlen werden kommen, und bei diesen Wahlen wird gezeigt werden, daß die gegenwärtige Wahlangst des Hitler gerechtfertigt war.

Was war denn bloß mit dem Auwi los? . .

Wie sich der Naziprinz im Weltkrieg seine Verwundung holte.

Vor einigen Tagen ging über die Verwundung des Prinzen Auwi während des Krieges eine Nachricht durch die Zeitungen, wonach es sich bei dieser Verwundung lediglich um einen Autounfall handelt. Das ist Tatsache. Prinz Auwi hat seine Verwundung nicht an der Front, sondern weit ab von der Front erlitten, indem er mit seinem Auto eine französische Telegraphenstange anfuhr. Ueber den Vorfall teilt einer, „der dabei war", dem „Soz. Pressedienst" folgendes mit:

„Das war ein Halloh in Charleville, dem famosen lustigen Deutschen Hauptquartier, als der Kaiserprößling und Etappenkrieger August Wilhelm seine erste und einzige „Kriegsverwundung" davontrug. Innerhalb 24 Stunden ging die Geschichte von Mund zu Mund und jeder erzählte es dem, der es noch nicht wußte. Daß gerade Auwi von dem Mißgeschick betroffen wurde, machte die Sache noch um so pikanter; denn er spielte in Charleville sowieso schon eine lächerliche Figur. Sein vollkommen unmilitärisches Aussehen, sein schlaksiger, vornübergebeugter Gang, von oben bis unten ganz Dekadenz, gaben eine Erscheinung, die so gar nichts von dem aufwies, was man sich unter einem ruhmvollen Prinzen und Kriegshelden vorstellte.

Das Charleviller Milieu ist ja nur wenigen der zufällig durchreisenden Truppen aus eigener Anschauung bekanntgeworden. Den Bewohnern dieses idyllischen Quartiers, die teils auf Grund des Privilegs hoher Geburt oder guter Konnektionen sich hier versammelt hatten, wäre es schon recht gewesen, wenn man den Krieg zu einem Dauerzustand erklärt hätte, denn hier fehlte nichts von dem, was das sogenannte große Leben ausmacht. Die Hauptsache war, daß man sich irgendwie die Langeweile vertrieb mit Festlichkeiten, Tennis- und Reitturnieren, Vergnügungstouren in die Umgebung usw. Man war ja soweit ab von dem furchtbaren Schauplatz des Massenmordes und der blutigen Zerstörung; nur das Brüllen der schweren österreichischen Motorbatterien aus der Champagne und dem Verdunner Abschnitt wehte vielleicht manchmal als leiser Kriegsakkord an stillen Abenden herüber und verstärkte nur das Gefühl wohliger Geborgenheit bei der ganzen erlauchten Gesellschaft. In diesem Dorado gesah es nun, daß Prinz Auwi bei einer feuchtfröhlichen Sprizkour mit Damen das Unglück hatte, gegen einen Chausseebaum zu fahren, um sich bei dieser Gelegenheit „seine" Kriegsverwundung in Gestalt einiger Knochenbrüche zu holen. Vater Wilhelm war natürlich sehr erbost darüber, daß ausgerechnet einem seiner Söhne so etwas passieren mußte und der Anpfiff, den Auwi zu hören bekam, soll nicht von schlechten Eltern gewesen sein. Obwohl der Kaiser gleich mit allen Mitteln versuchte, die Kunde dieser Blamage nicht in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen, sickerte sie doch sehr schnell durch."

Uns ist nicht bekannt geworden, ob der edle Etappenkrieger Auwi sich für dieses Abenteuer das Verwundetenabzeichen hat ausstellen lassen. Allerdings zeigte die nationalsozialistische Presse vor einiger Zeit den Prinzen Auwi in der „neuen schönen Uniform", auf der Brust irgendeine Plakette, die dem Verwundetenabzeichen ähnlich sieht.

Versuchter Schurkenstreich.

Der Nazi als Waffenhändler.

(Berlin, 16. Juli. Radiodienst.) Als schmutziger Provokateur entpuppte sich in Berlin der Nationalsozialist Hans Wittler. Dieser erschien vor kurzem in einem kommunistischen Verkehrslokal und bot Pistolen zum Verkauf an. Die anwesenden Gäste rochen jedoch den Braten und holten die Polizei herbei, die Wittler verhaftete. Gestern hatte er sich vor dem Landgericht 3 wegen verbotenen Waffenbesitzes und wegen des provokatorischen Verkaufsversuchs zu verantworten. Das Gericht verurteilte Wittler zu sechs Monaten Gefängnis. Offenbar wollte die Nationalsozialistische Partei Beweise für die Bewaffnung der Kommunisten konstruieren und ließ deshalb aus ihren eigenen illegalen Waffenbeständen die Pistolen zum Verkauf anbieten.

Vergeßt es nie: Der Nazi lügt!

Landesbibliothek Oldenburg

Pressespiegel.

Nazipolitik im Lichte der Zeit.

Enttäuschung beim Landvolk.

Im Sinne des hier kürzlich mitgeteilten Enttäuschungsbriefs des Goldenstedter Gemeindevorstehers Meyer schreibt jetzt auch die in Cloppenburg im Münsterlande erscheinende Zeitung „Das Landvolk“:

„Es scheint, daß die Nationalsozialisten keine Kritik ihrer Maßnahmen vertragen können und deshalb den Landtag mundtot machen wollen. Sehr überzeugend wirkt das Verhalten der Nationalsozialisten in ihrer Regierung nicht. Sie scheinen sich sehr schwach zu fühlen. Im Lande ist man allgemein auch bei den Nationalsozialisten sowohl von der Regierungserklärung wie auch von der späteren Haltung der Regierung sehr enttäuscht und man läßt die Köpfe hängen. Man hatte etwas anderes erwartet. Es wäre besser gewesen, wenn die Nationalsozialisten vor der Wahl den Mund etwas weniger voll genommen und weniger versprochen hätten als sie getan haben, dann säße man heute nicht so in der Klemme und die Enttäuschung über den Unterschied zwischen Versprechen und Erfüllung wäre weniger groß. Heute wartet man auf Erfüllung, und nun muß man eingestehen, daß man auch nur mit Wasser kosten kann und muß kleine Brötchen backen. Ja, es ist eben ein Unterschied, ob man in der Opposition steht und die Reklametrommel rührt oder in der Regierung verantwortliche sachliche Arbeit leisten muß!“

Die vorstehende Erkenntnis kommt wohl etwas spät. Aber sie scheint jetzt auch bei der Landvolkpartei, welche vor kurzem noch die nationalsozialistische Regierung wählen half, allgemein zu sein. Weshalb lassen aber die nationalsozialistischen Anhänger jetzt schon „die Köpfe hängen“? — Diese Leute sollten lieber noch einige Wochen damit warten, etwa bis nach der Wahl, dann werden sie mehr Grund dazu haben.

Papen—Hitler.

Gegenwärtig streiten sich Deutschnationale und Nationalsozialisten. Um was streiten sie sich? Die Vechtaer „Volkszeitung“ sagt dazu:

Am meisten darüber, wer am stärksten — oder am wenigsten — für das Kabinett Papen — Schleicher und damit natürlich auch für dessen Taten verantwortlich ist. Es ist nicht gerade das höchste der Gefühle, für die notverordneten neuen Lasten und neuen Steuern der neuen Herren die Mitverantwortung tragen zu müssen! — Und solche neuen Lasten sollten doch im „neuen System“ überhaupt nicht mehr vorkommen! Das Volk ist denn doch klüger, als es die Herren der NSDAP. und Herr Hugenberg haben möchten. — Brüning ist gestürzt und an den Stürzern klebt die Verantwortung für die neuen Notverordnungen und für Lausanne, wo das „Nein“ umgebogen wurde. Was schert es schließlich das Volk, ob der Berliner Herrenklub, der um das Werden des Kabinetts Papen — Schleicher am besten im Bilde ist, den Deutschnationalen am nächsten steht, oder ob die deutschnationalen Führer landauf, landab erklären, die Nationalsozialisten ständen auf Grund besonderer Abmachungen der Regierung Papen — Schleicher erheblich näher als die Deutschnationalen. Das Volk hat jetzt lange genug die Verheißungen auf eine bessere Zukunft angehört, die immer wieder von den Nationalsozialisten und ihren „geborenen Bundesgenossen“ von einem Termin auf den anderen verschoben wurden. Das Volk läßt sich nicht mehr länger an der Nase herumführen, sondern sorgt am 31. Juli dafür, daß es nicht unter die „Maulkorbherrschaft“ gerät, von der die „Machtanwärter“ schon träumen.

Richtig! Am 31. Juli machen wir Schluß mit der „Bonzenwirtschaft“ und wählen sozialdemokratisch. Also Liste 1.

Peinliche Situation.

In der „Münsterländischen Tageszeitung“ lesen wir:

Der Reichspropagandaleiter Dr. Goebbels hat allen Nationalsozialisten anbefohlen, in diesen Wahlkampfwochen beileibe nicht über das Kabinett von Papen zu sprechen. Von diesem Kabinett schreibt ja einer der Herren von Herrenklub, Herr v. Gleichen, folgendes: „Das neue Kabinett wird nicht nur von den Nazis toleriert, sondern hat die ausdrückliche Zustimmung des Führers.“

Damit wird etwas gesagt, was alle Welt weiß, worüber aber die nationalsozialistischen Führer im Wahlkampfe nicht gesprochen haben wollen. Denn, wenn das Kabinett von Papen die ausdrückliche Zustimmung des Führers Adolf Hitler hat, dann bleibt ja nicht aus, daß die nationalsozialistische Anhängerschaft daraus schlußfolgert, daß Adolf Hitler auch mitverantwortlich für die Notverordnungen und für den Lausanner Vertrag ist. Und deshalb möchten die Nationalsozialisten am liebsten Schwamm über diese heikle Geschichte haben. — Daher möchten sie den Wahlkampf viel lieber mit den alten Themen: „Bonzentum“, „Parteibuchwirtschaft“ usw. (aber, bitte, nur bis Juni 1932!!) bestreiten. — Der Gefallen kann ihnen nicht getan werden! Das Volk will darüber unterrichtet sein, was jetzt ist, was die neuen Herren „gutes“ gebracht haben und was für die Zukunft beabsichtigt ist.

Die Scheuerfrau.

Der Prozeß um Hitlers Rechnung im feudalen Hotel „Kaiserhof“ in Berlin steht oberfaul für die Nationalsozialisten. Die bekannte „Kaiserhof“-Rechnung zeigt, daß die Herrschaften nicht schlecht zu leben verstehen. Das haben sie immer verstanden. Diesmal haben sie wenigstens die bekannte „Kaiserhof“-Rechnung bezahlt! Früher haben sie es damit anders gehalten. Das „Rosenheimer Tagblatt“ in Bayern veröffentlicht folgende Zuschrift:

„In Rosenheim wohnt eine brave und rechtschaffene Frau, die früher längere Zeit in einem Münchener Hotel als Zimmermädchen angestellt war. In den Tagen des Hitlerputsches suchten in diesem Hotel auch Adolf Hitler und einige seiner Getreuesten Unterkunft und Verpflegung. Da die Herrschaften damals schlecht bei Kasse waren, blieben sie dem Rosenheimer Zimmermädchen einen größeren Betrag schuldig, versprachen aber diesen alsbald zurückzuzahlen. Inzwischen sind fast zehn Jahre ins Land gezogen. Hitler ließ nichts mehr hören und verschiedene Monierungen des einstigen Zimmermädchens beim Münchener Parteibüro blieben erfolglos. Das Braune Haus reagierte nicht im mindestens auf die zahlreichen Mahnschreiben. Wenn auch die Forderung schon längst verjährt ist, so wäre es doch ein Akt des Anstandes gewesen, diesem Zimmermädchen, das seine Groschen sauer genug verdienen mußte, den geschuldeten Betrag zurückzubezahlen.“

Nobel, nicht wahr! Aber die Herrschaften können ihre Schulden von damals, die sie bei einem Zimmermädchen gemacht haben, nicht bezahlen. Sie brauchen ihr Geld, um ihre „Kaiserhof“-Rechnungen begleichen zu können! Das paßt ganz ausgezeichnet zu den Redereien eines oldenburgischen Nazialdgeordneten unlängst im Landtag, der immer von einer Scheuerfrau redete, die irgendwo Minister geworden wäre. Nun, nun, manche Scheuerfrau und manches Zimmermädchen können mehr persönlichen Anstand und mehr politische Moral besitzen, als mancher große Hermann!

Das fehlte noch!

Die „Bremer Nachrichten“ lassen sich aus Berlin melden:

In Berliner politischen Kreisen geht das Gerücht, die Regierung habe die Absicht, eine Kultursteuer einzuführen. Diese Steuer soll alle diejenigen treffen, die aus der Landeskirche ausgetreten, religionslos oder Dissidenten sind. Die Regierung geht von dem Standpunkt aus, daß die Angehörigen einer Kirchengemeinschaft gesetzlich zur Zahlung der Kirchensteuer verpflichtet sind, von der die Religionslosen bekanntlich befreit sind, die deshalb steuerlich günstiger dastehen. Die Steuer soll sich in der Höhe der üblichen Kirchensteuer angleichen. Wie die Steuer-aufkommen verwandt werden sollen, ist noch nicht bekannt geworden. Die Bestätigung dieses Gerüchts bleibt abzuwarten. Maßgebende amtliche Stellen erklärten, zu diesem Gerücht noch keine Stellung nehmen zu können.

Soweit die Nachricht des Bremer Blattes. Wir würden eine solche Schröpfung der nicht zu einer Kirche Gehörenden für eine sehr unequickliche und sehr ungerechte Sache halten, von der die Papen-Schleicher und ihre Tolerianer lieber ihre Finger lassen sollten. Sie könnten sonst große Teile der Bevölkerung noch mehr in Wut versetzen!

So sehen sie aus!

(Königsberg, 16. Juli. Radiodienst.) Im Januar dieses Jahres wurde in Neuwalde im Kreise Insterburg das alte Ehepaar Saß nachts von zwei Einbrechern mit der Pistole bedroht und zur Herausgabe seiner ganzen Ersparnisse gezwungen. Die Täter blieben zunächst unbekannt. Nach einiger Zeit verhaftete die Polizei die Gelegenheitsarbeiter Zimmermann und Strähmann, die wegen schweren Einbruchsdiebstahls im Rückfall längere Zuchthausstrafen erhielten. Die weiteren Ermittlungen ergaben, daß die beiden Verurteilten auch den räuberischen Ueberfall auf die Eheleute Saß ausführten. Obwohl beide seit ihrer Jugend viel Zeit in Gefängnissen zugebracht hatten, hatte man sie für würdig befunden, Abteilungsführer in der nationalsozialistischen SA. zu werden.

Oberbürgermeister von Erwerbslosen angegriffen.

Als in Weimar gestern die Wohlfahrtserwerbslosenunterstützung zum ersten Male gekürzt ausgezahlt wurde, kam es zu Unruhen. Mehrere hundert Erwerbslose zogen mit den Rufen: „Wir haben Hunger“ zum Rathaus und dann zur Wohnung des Weimarer Oberbürgermeisters Müller, der von der Menge tätlich angegriffen wurde. Schutzpolizei trieb die Demonstranten auseinander.

Unsere tägliche Erzählung:

Die geschiedene Frau.

Von

Eduard Sas.

(Nachdruck verboten.)

Der Schriftsteller Kapossi bereiste drei Jahre hindurch die Welt. Durch den unerwarteten Erfolg seines letzten Romans konte er es sich leisten, diese ziemlich kostspielige Rundreise zu machen. Er wollte nicht etwa neue Eindrücke oder Stimmungen sammeln, er wollte — vergessen. Seine Frau vergessen, die ihm nach fünfjähriger Ehe erklärt hatte, daß sie einen anderen Mann liebt, und darum die Scheidung begehre. Der junge Gatte bereitete ihr keine Schwierigkeiten, obwohl ihn diese Enttäuschung sehr schmerzte.

Nach drei Jahren hatte er endlich die ziellosen Irrfahrten zu Wasser und zu Lande satt bekommen; er war des Lärmes der Großstädte ebenso überdrüssig geworden, wie der Stille der Einöde; es verdrossen ihn die Pyramiden und die Wolkenkratzer, die Palmenwälder und die Gletscher. Irgendein plötzlich erwachtes Gefühl trieb ihn an, umzukehren und sich auf das kleine Gut seines Vaters zurückzuziehen.

In der Residenz angelangt, führte ihn sein erster Weg aufs Telegraphenamt, um dort eine Depesche an seinen Vater aufzugeben. Eine schmale, weiße Frauenhand nahm das Formular, das er durch die Oeffnung des Gitters hineinreichte, in Empfang. Die Beamtin zählte, über das Blatt gebeugt, die Worte und sagte dann, den Kopf erhebend: „Zwei Schilling, zehn Groschen.“ Kapossi warf einen Blick auf die Beamtin. Es war — seine geschiedene Frau. Es verschlug ihm nur für einige Augenblicke die Rede, er war starr vor Ueberraschung: „Irene, du hier?“

Eine Blutwelle übergoß das bleiche Gesicht der Frau, als sie erwiderte: „Ja, ich bin es.“

„Wie ist denn das möglich? Wie kommst du hierher?“ wollte Kaposji fragen. Aber der hinter ihm stehende Herr begann schon ungeduldig zu werden und reichet der Beamtin seine Depesche hinein. Kaposji zahlte und ging. Er entfernte sich aber nicht von dem Amt. Er ging auf und ab, fortwährend nachgrübelnd, wie seine Frau hierhergeraten sein mochte? Hat sie denn der Baron nicht geheiratet? Oder sollte sie auch schon von diesem geschieden sein? Seines Wissens war auch ihre Mutter, die Witwe eines Rechnungsrates, seither gestorben. Irene war also gezwungen, sich jetzt auf diesem Weg ihr Brot zu verdienen. Genaues wußte Kaposji nicht, hatte er sich doch seit der Scheidung um das Los seiner Gattin nicht gekümmert. Jetzt wollte er aber die Wahrheit erfahren.

Die Amtsstunden waren indessen zu Ende. Er sah, wie seine einstige Gattin zum Gebäude hinaustrat. Sie war ganz schlicht gekleidet blickte beim Gehen weder nach rechts noch nach links, sondern schritt geradeaus ihres Weges dahin. Unterwegs trat sie in eine Lebensmittelhandlung, offenbar besorgte sie dort ihr Nachtmahl. Dann setzte sie ihren Weg mit raschen Schritten fort. Kaposji wollte sie nicht auf der Straße ansprechen. Er folgte ihr aus der Ferne. Die Frau bog in eine schmale Gasse ein und stieg in das dritte Stockwerk einer Zinskaserne. Dort läutete sie bei einer Tür an und verschwand hinter derselben. Kaposji las am Türstock eine Visitenkarte: „Witwe Antonie Gabor.“

„Sie wohnt also in Untermiete!“ Einige Augenblicke zögerte er; dann läutete auch er an.

„Wen suchen Sie, bitte?“ Eine bösartige, argwöhnische Matrone öffnete die Tür. Kaposji wußte wirklich nicht, welchen Namen er nennen sollte. „Frau Irene Kaposji“, sagte er rasch. Die alte Frau schüttelte den Kopf. „Hier wohnt keine Frau mit solchem Namen.“ — „Jene Dame, die soeben nach Hause gekommen ist“, erklärte ihr Kaposji. Jetzt öffnete sich eine Tür in der Wohnung und auf der Schwelle stand Irene, die den Wortwechsel offenbar gehört hatte. „Ah! Sie sind es, Geza? Bitte, treten Sie ein, wenn Sie mich besuchen wollten.“

Kaposji war überaus verlegen, als er seiner einstigen Gattin gegenüberstand. Er sah, daß sie nicht nur schlanker, sondern auch blasser geworden war. Und vielleicht — auch schöner, seitdem er sie nicht gesehen hatte. „Verzeihe, Irene,“ stammelte er endlich, „aber die Ueberraschung . . .“ — „Du kannst dir vorstellen, daß auch ich überrascht war. Ich wähnte dich noch immer am anderen Ende der Welt. Ich las deine Reiseschilderungen in den Zeitungen, und plötzlich sehe ich dich dort vor mir im Telegraphenamt.“ — „Wie bist denn du aber ins Telegraphenamt gekomen? Hat dich der Baron nicht geheiratet?“ — „Nein.“ — „Nein? Warum nicht?“ — Die Frau zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Ich fühle, ich muß dir alles berichten, was sich mit mir zugetragen hat. Aber, bitte, nimm doch Platz bei mir.“ Sie wies Kaposji einen Platz an und auch sie selbst ließ sich in einem altmodischen Lehnstuhl nieder.

•

„Als du um meine Hand anhieltest, standest du in einem wahrhaftigen Glorienschein vor mir. Kaposji, der berühmte Schriftsteller! Ich war erfüllt von den reinsten Vorsätzen, eine ideale Gattin zu sein, mein ganzes Leben nur dir zu weihen. Und ich hielt auch, was ich mir vorgenommen hatte. Was aber gabst du mir von deinem Leben? Du hast nur deinem Arbeitszimmer gelebt und wenn du von dort herauskamst, eiltest eiltest du in die Redaktion, in den Klub, ins Theater — und hinter die Kulissen. Für mich hattest du nie Zeit . . .“

Kaposji schwieg. Darauf wußte er wirklich nichts zu erwidern. Irene sprach die Wahrheit. „Ich hätte mich aber auch damit abgefunden und neben dir ausgeharrt bis an mein Lebensende, wenn nicht jener Mann in mein Leben getreten wäre: Baron Deghy. Du weißt, daß er mich drei Jahre lang bestürmt hat. Er schwur bei Himmel und Erde, ohne mich nicht leben zu können und sich eine Kugel in den Kopf zu jagen, wenn ich nicht die Seine werde. Ich möge mich von dir scheiden lassen, er wird mich heiraten. Ich möge nicht das Glück von mir stoßen, das mir an deiner Seite niemals blühen wird, denn er sei überzeugt, daß ich an deiner Seite nicht glücklich bin und es auch nie sein werde.“

„Und du bist dann plötzlich vor mich hingetreten . . .“ — „Ich habe in langen, qualvollen, schlaflosen Nächten darüber nachgedacht, bis ich endlich mit jenem Entschluß vor dich hintrat. Nicht wahr, ich habe dir keine Vorwürfe gemacht, daß dich die Hauptschuld trifft? Ich wollte dich nicht tränken. Und du — hast in die Scheidung eingewilligt. Ich aber eilte zu Deghy und teilte ihm mit, daß ich frei und die Seine werden kann.“ — „Und der Baron?“ — „Der Baron? Also hier folgte meine schreckliche Strafe für meine Naivität, für meine Dummheit. Der Baron wurde von dieser Wendung unseres Geschickes ganz betroffen.“ — „Aber warum denn?“ — „Warum? Mein Gott, bist auch du so naiv, wie ich es war? Er war betroffen, daß ich ihn beim Wort hielt. Er wollte mich ja gar nicht zur Frau haben, er sehnte sich nur nach einem kleinen Abenteuer. Er wollte nur, daß ich seine Geliebte werde. Er glaubte, daß ich auf jenes Versprechen, auf jene Lüge hin, mich zur Frau zu nehmen, sofort in seine Arme sinken werde. Als er aber die Möglichkeit hatte, sein Versprechen einzulösen, da zog er sich erschrocken zurück. Er rückte mit seinen materiellen Verhältnissen heraus, mit seiner Familie . . .“

„Was tatest du, Irene?“ — „Ich? Was konnte ich tun? Ich wies ihm die Tür, dem Elenden.“ Sie sank in den Lehnstuhl zurück und vergrub ihr glühendes Gesicht in ihre Hände. Kaposji betrachtete sie eine Weile, dann berührte er langsam, zärtlich ihren Arm. „Sprich, Irene, warum hast du mir nicht aufrichtig, reuevoll deine Enttäuschung eingestanden, warum bist du nicht bei mir geblieben?“ Irene verwahrte sich heftig: „Nein, das hätte ich keinesfalls zuwege gebracht. Ich wäre vor Scham versunken. Um deine Gunst betteln, mich auch weiterhin in deinem Hause zu dulden?“ — „Wann hast du denn erfahren, daß es jener Mann nicht ernst gemeint hat? Nicht damals, als wir bereits die Scheidungsklage einreichten?“ Irene schüttelte den Kopf. „O nein. Gleich, nachdem ich dir erklärt hatte, daß ich mich von dir scheiden lassen will.“ — Kaposji staunte. „Damals schon? Und du hast dich dennoch von mir scheiden lassen? Du bist doch ganz mittellos dagestanden. Ich lebte in dem Glauben, daß der Baron dich bis zur Heirat mit allem reichlich versorgt. Es war also nicht so? Und du hast es lieber zugegeben, daß wir die Scheidungsklage zu Ende führen, und hast lieber die Armut gewählt, die deiner harrte?“

Die Frau senkte ihren schönen, blonden Kopf. „Ja, ich bin, als du verreistest, tatsächlich ganz mittellos dagestanden. Mit schwerer Mühe gelang es mir, diese kleine Anstellung zu bekommen, und so friste ich seither mein Leben. Ich habe aber dennoch dieses Los gewählt, weil ich mich selbst bestrafen wollte. Ich hätte doch noch viel mehr Kummer und Leid dafür verdient, daß ich dich verlassen habe. Ich habe es ja erst dann erfahren, was ich verlassen habe . . .“

Bei diesen Worten glitt die Frau auch schon von dem Lehnstuhl auf den Teppich hinab, zu den Füßen des Mannes. Kaposji sprach leise, vertraumt, an die Vergangenheit zurückdenkend: „Auch ich, Irene. Auch ich habe einen großen Fehler begangen, daß ich dich so einfach ziehen ließ. Aber, mein Gott, ich dachte mir, wenn du mit mir nicht glücklich bist, darf ich deinem Glück nicht im Wege stehen! Und auch ich bin erst später daraufgekommen, was ich an dir verloren habe.“ Die Frau warf bei diesen Worten den Kopf in die Höhe und mit Tränen in den Augen lächelte sie ihren Mann an. Sie legte ihr Gesicht auf das Knie des Mannes und ein Schluchzen erschütterte ihren Körper. Der Mann neigte sich langsam zu ihn hinab und hob sie zu sich empor. Die Frau weinte aufrichtig, reuevoll, und dabei so glücklich.

Morgen: Alle Mann heraus zur Demonstration!

Landesbibliothek Oldenburg

Jadestädtische Umschau.

Rüstringen, 16. Juli.

Eiserne Front der Jadestädte.

Am morgigen Sonntag veranstaltet die Eiserne Front ihren dritten Demonstrationsumzug. Die Aufstellung des Zuges erfolgt in Peterstraße („Volksblatt“). Die Formationen treten um 11.15 Uhr an, um 11.30 Uhr erfolgt der Abmarsch.

Aufstellungsplätze sind: Für alle Jugendorganisationen und Sportler die Peterstraße vor den „Centralhallen“, für den Bezirk Bant die Peterstraße beim „Volksblatt“, für den Bezirk Neuende die Gerichtsstraße nördlich der Peterstraße, für den Bezirk Wilhelmshaven die Gerichtsstraße südlich der Peterstraße und für den Bezirk Heppens die Peterstraße zwischen Gerichts- und Grenzstraße.

Frauen und Kinder nehmen am Umzug nicht teil.

Marschrichtung: Mitscherlichstraße — Bismarckstraße — Gökerstraße — Leibnizstraße — Schartstraße — Zedeliusstraße — Müllerstraße zum Bismarckplatz, woselbst eine Kundgebung stattfindet. Dann weiter: Bismarckstraße — Gökerstraße — Viktoriastraße — Hindenburgstraße — Peterstraße zum „Volksblatt“ zurück. Hier gegen 1.30 Uhr Auflösung des Zuges.

Zum morgigen Krammarkt.

Trotz der schweren Zeit ist der Markt mit Geschäften aller Art reichlich beschickt worden. In kurzer Zeit ist eine große Budenstadt entstanden. Neben den üblichen Kuchen-, Zuckerwaren-, Eis-, Wurstwaren- und sonstigen Verkaufsständen sind anwesend die große Berg- und Talbahn von Lambertz, die beliebte Russenschaukel, die jedem einen schönen Ueberblick über den ganzen Platz und über die neue Opelbahn bietet, Emdes Skoter, die ganz moderne Schiffsschaukel von Greger, Eberhardts große Fahrbahn mit sieben Automobilen, die jeder selbst steuern kann, und mehrere Kinderkarussells. Amüsieren wird sich das Publikum in dem Glaspalast von Rick, und für Sportlustige werden große Boxkämpfe am Aufgang des Schützenplatzes gezeigt. Es fehlen nicht die Spezialisten und Textilwarenhändler, da die Rüstringer Krammärkte in den Jadestädten immer noch ihre Anziehungskraft auf die hiesige und auswärtige Bevölkerung ausgeübt haben. Um der auswärtigen Bevölkerung Gelegenheit zum Besuch des Marktes zu geben, halten die Wagen der einzelnen Kraftverkehrslinien am Markt. Die Fahrzeiten sind aus den in den einzelnen Ortschaften und Haltelokalen ausgehängten Reklameplakaten ersichtlich. Für den Verkehr auf dem Krammarktplatz wird auf die im heutigen Anzeigenteil erlassenen polizeilichen Bestimmungen hingewiesen. Besonders zu beachten ist, daß Fahrräder nicht über den Platz geführt werden sollen.

Eine Mahnung des Arbeitsamtes.

Vom Arbeitsamt wird uns geschrieben: Damit die Weiterzahlung der Arbeitslosen- bzw. Krisenunterstützung gewährleistet ist, wird darauf aufmerksam gemacht, daß die vom Arbeitsamt verausgabten gelben und weißen Fragebogen unverzüglich zurückgegeben werden müssen. Säumige haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn eine Verzögerung in ihrer Unterstützungsauszahlung eintritt.

Der heutige Wochenmarkt.

Bei gutem Wetter entwickelte sich heute ein reger Verkehr auf dem Bismarckplatz. Die Durchschnittspreise stellten sich wie folgt: Wirsingkohl 7 Pf., Spitzkohl 6 Pf., Spinat 15 Pf., Erbsen 12 Pf., Tomaten 30 Pf., Bananen 30 Pf., Erdbeeren 45 Pf., Stachelbeeren 15 Pf., Johannisbeeren 18 Pf., Kirschen 35 Pf., Aepfel 45 Pf., Bickbeeren 45 Pf., Rhabarber 5 Pf., neue Kartoffeln 30 Pf., Wurzeln 20 Pf., Salat je 5 Pf. der Kopf, Kohlrabi 12 Pf. das Bund, Blumenkohl 15 bis 40 Pf. je nach Größe, Gurken 10 bis 30 Pf., Radieschen 5 Pf. das Bund, Suppengrün 10 Pf., Petersilie 3 Pf., Schnittlauch 5 Pf. Butter kostete 1,— bis 1,30 Mark, zehn Eier 55 bis 65 Pf., Schweinefleisch 60 bis 80 Pf., Hammelfleisch 60 bis 85 Pf., Kalbfleisch 0,75 bis 1,10 Mark, Schollen 30 Pf., Schellfisch 30 Pf., Weseraal 50 Pf. Blumen in farbenprächtiger Auswahl erfreuten jeden Marktbesucher.

Lohnabbau bei der Firma Kuhlmann.

Bei der hiesigen Firma Franz Kuhlmann tritt ab Montag, 18. Juli, ein sechsprozentiger Lohnabbau in Kraft. Auf einer Betriebs-Versammlung nahm die Belegschaft Stellung hierzu und sah sich genötigt, die Kürzungsvorschläge anzunehmen. Es ist bereits der dritte Abbau in diesem Jahre.

Freispruch statt drei Monate Gefängnis.

Diesen Erfolg mit eingelegter Berufung hatte der hiesige Kaufmann Oskar W. Er war vom Amtsgericht Jever zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt worden. Ihm wurde zur Last gelegt, gemeinschaftlich mit dem Bäcker Emil R., ebenfalls wohnhaft in Rüstringen, einen Eisenbahnoberschaffner a. D. in Feldhausen durch Vorspiegelung falscher Tatsachen zum Akzeptieren zweier Wechsel veranlaßt, ihn also betrogen zu haben. Nach einer wiederholten eingehenden Verhandlung kam die Strafkammer zu der Ansicht, daß dem Angeklagten die Mittäterschaft nicht nachzuweisen sei. Sie hob das amtsgerichtliche Urteil auf und erkannte auf Freisprechung.

Heute Distriktsversammlung in Neuengroden.

Heute abend 8 Uhr findet in der „Nordseestation“ eine Distriktsversammlung für Neuengroden statt. Genosse Jochmann spricht über „Die Schicksalsstunde des arbeitenden Volkes“. Guter Besuch der Versammlung wird erwartet.

Drei Fernrohre auf dem Rathausturm.

Das dritte Fernrohr, das wie das zweite vom Seebade- und Heimatverein Rüstringen gestiftet wurde, ist jetzt dank der Beihilfe einiger Rüstringer Handwerksmeister ebenfalls auf dem Turm aufgestellt worden und steht nunmehr auch kostenlos den Turmbesuchern zur Verfügung. Die beiden großen Marinefernrohre sind durch die Firma Franz Kuhlmann außerordentlich verbessert worden durch eine sinnreiche Feineinstellung, die gestiftet wurde. Außer den drei Fernrohren und der wertvollen Orientierungstafel ist neuerdings in dem Wandelraum des 15. Stockwerkes des Turmes ein großer Stadtplan unter Glas und Rahmen aufgehängt. Auf diesem finden wir auch ein Verzeichnis der Straßen, Plätze und öffentlichen Gebäude sowie sonstige für den Fremden bedeutsame Sehenswürdigkeiten der Jadestädte, die auf dem Plan leicht auffindbar sind. Der Plan ist vom Hausmeister Lubahn hergestellt. Daß man hier oben gern verweilt, beweisen nicht nur die große Anzahl der Besucher, sondern auch die vielen Einzeichnungen in dem auf dem Turm ausgelegten „Goldenen Buch der Stadt Rüstringen“. Wir lesen da u. a.: „Reizend, wundervolle Aussicht“, „Gute Sicht auf Bremerhaven“, „Ausgezeichnete Fremdenführung“, „Sehr lehrreich“, „Fabelhafter Bau“, „Auf diesen Bau muß die Stadt stolz sein“, „Nicht zu beschreiben“, „Deutschland über alles“, „Wie ist die Welt doch so schön“, „Meine Heimat“, „Eindrucksvoll — selbst für Berliner außerordentlich stark“, „Feine Fernsicht zum Dampfer Europa“, „Wir waren weg, wie Nachbars Katze — die war drei Tage weg“, „Schön ist doch Ostfriesland“, „Schlickazien wirst du genannt — paßt nicht für dieses schöne Land“, „Frische Brise oben — steifer Grog unten — Weihnachten 1931“, „Rüstringen ist ein schönes Städtchen, dich wiederzusehen wünsche ich sehr“, „Dies ist der schönste und modernste Bau, den ich gesehen habe“. Auch viele Bemerkungen in fremder Sprache sind in dem Besucherbuch zu finden. Von den 50 000 Besuchern des Turmes haben sich etwa 17 000 eingezeichnet. Durchweg bekunden sie, daß sie von dem Gesehenen sehr zufriedengestellt waren.

Von der Straße.

Gestern abend ereignete sich an der Ecke Werft- und Bismarckstraße ein Zusammenstoß zwischen zwei Radfahrerinnen. Die beiden Räder wurden beschädigt. Ihre Lenkerinnen kamen mit leichten Hautabschürfungen davon.

Kirchensteuern sind fällig.

Das Kirchenrechnungsamt Rüstringen (Bant, Heppens, Neuende) bittet uns, auf die angesetzte Kirchensteuererhebung (erstes Halbjahr) hinzuweisen.

Billige Nachmittagsfahrt in See.

Im Rahmen des Bezirksjugendtreffens führt die hiesige Ortsgruppe des Zentralverbandes der Angestellten am Sonntag, dem 7. August, nachmittags 1.30 Uhr, eine billige Nachmittagsfahrt in See mit dem Dampfer „Stadt Rüstringen“ durch. Der Fahrpreis beträgt für Erwachsene 60 Pf., für Jugendliche 40 Pf. Soweit die Arbeiterschaft der Jadestädte sich an dieser Fahrt beteiligen will, stehen Karten im Ortsbüro, Peterstr. 70, zur Verfügung.

Hohes Alter.

Eine langjährige Leserin des „Volksblattes“ — sie liest seit der Gründung das „Volksblatt“ — wird am morgigen Sonntag 84 Jahre alt. Es ist eine noch rüstige Frau, die an den Tagesereignissen noch regen Anteil nimmt. Sich selbst möchte sie niemals in den Vordergrund stellen, dessenungeachtet sollen dieser treuen Leserin, Wwe. Siems, Gökerstr. 78, zu ihrem 84. Geburtstage beste Glückwünsche dargebracht und ihr ein angenehmer Lebensabend gewünscht sein.

Bürgerverein Bant.

Heute abend Mitgliederversammlung im Klubzimmer des Gewerkschaftshauses. Es referiert Stadtratsvorsitzender Nieter. Um zahlreichen Besuch der Versammlung wird ersucht.

Eiserne Front der Jadestädte

3. Demonstration

am Sonntag vormittag, ab 11.30 Uhr, durch Stadtteil Heppens. Sammelplatz Peterstraße. Kundgebung auf dem Bismarckplatz.

Republikaner, erscheint in Massen!

NORDDEUTSCHER LLOYD BREMEN
Sonntag, 17. Juli
Zwei besonders billige Fahrten
von Wilhelmshaven
1. nach Helgoland und zurück mit D. „Glückauf“
Abfahrt I. Hafeneinfahrt 10 Uhr, Rückkehr 22 Uhr
Fahrpreis RM. 4,— einschl. Landungsgeb. in Helgoland
2. nach Bremerhaven-Col.-Kaje u. zurück mit D. „Vorwärts“
zur Besichtigung des Schnelldampfers „BREMEN“
Ermäßigter Besichtigungspreis nur für Fahrtteilnehmer RM. 1,— Karten nur an Bord.
Abfahrt I. Hafeneinfahrt 10 Uhr, Rückkehr 20.30 Uhr
Fahrpreis RM. 3,—
Fahrkarten in den Vorverkaufsstellen und an Bord

Sonnengebräunte Haut
NIVEA-CREME
oder aber
NIVEA-ÖL

Goldmann & Geyer

Roman
von
Grete von Saß.

17. Fortsetzung. — Nachdruck verboten

Er hatte zuviel getrunken, das war er nicht gewohnt. Seine Brieftasche unter seinem Kopfkissen bergend, kroch er wieder in sein Bett. Aber der Schlaf wollte doch nicht kommen, der wurde von der großen Unruhe, die in ihm war, verscheucht. Das Mondlicht peinigte ihn auch. Es bohrte sich förmlich in sein Gehirn. Schloß er seine Augen, so drang es durch seine Lider und füllte seinen Kopf mit rot schimmernden Licht. Riß er sie auf, so trafen sie jedesmal auf den Uhu, der, von weißem Mondlicht überflossen, auf dem Schrank hockte und Leben zu haben schien. Die gelben Glasaugen des Tieres waren ihm unheimlich.

Endlich drehte er sich zur Wand, schloß die Augen fest. Nun mußte Westphal doch auch bald kommen.

Immer seltener ging unten die Tür auf, immer seltener drang noch ein Laut zu ihm. Aber der Schlaf wollte doch nicht kommen. Sein Kopf schmerzte. Er zwang sich, an nichts zu denken. Das ging nicht. Die Gedanken kamen, die ließen sich nicht abweisen. Immer dieselben, immer dieselben.

•

„Nu wird's a doch Zeit, daß ma sich uffs Lager streckt“, meinte der Wirt, „sunst find't ei noch der Morgen bei de Sauferei.“

Er schob die Gläser in die Mitte des Tisches, sah in die Terrine, die während der ganzen Nacht nicht leer geworden war, weil er sie immer wieder frisch gefüllt hatte. Die Kreidestriche auf einer Tischkante zeigten an, wie oft. Er zählte sie nach. Das konnte er noch. Acht Striche. Also achtmal hatte er die Terrine gefüllt, und achtmal hatten sie sie geleert. Hui, das war eine Leistung! Nun war es aber genug. Ob die Herren noch nicht müde wären? Sie erhoben sich schwerfällig, standen nicht mehr sicher auf den Beinen, und ihre Gesichter waren rot und verquollen.

Westphals Stirn war feucht von Schweiß, und seine Augen hatten einen leeren stieren Blick. Es schien, daß er nicht die Kraft hatte, sich von der Stelle zu bewegen. Der Wirt faßte seine Hand und zog sie unter seinen Arm, um ihn in sein Zimmer zu führen. Fast schleppte er ihn vorwärts.

„Was so a Kerle!“ schimpfte er in sich hinein, „kei Kraft, kei Saft hat so eener. E paar Pulle Wein schmißen en um.“

Der andere schleppte sich am Treppengeländer hoch. Plötzlich machte er halt.

„Haben Sie es gehört?“

Ein stöhnender Laut drang zu ihnen. Der Wirt ließ Westphals Arm fallen, nahm mit ein paar Schritten die schmale Stiege, der andere folgte ihm. Die Tür zu Geyers Zimmer, in das sie stürzten, stand offen.

Ein furchtbarer Anblick bot sich ihnen. Auf dem Bett wälzte sich Geyer in seinem Blut, und vor ihm stand ein Mann, nur notdürftig bekleidet. Er hielt ein Messer in der Hand. Sein Gesicht hatte einen entsetzten Ausdruck. Der Wirt, der in ihm seinen Gast erkannte, packte ihn roh am Arm.

„Lassen Sie mich los, ich bin kein Mörder. Das Stöhnen des Unglücklichen hat mich hierher getrieben. Ich habe ihm das Messer aus der Wunde gezogen — da, hier.“ Er ließ das Messer fallen. „Lassen Sie die Polizei holen.“

Der Wirt gab seinen Arm frei. Keiner sollte sich vom Platze rühren. Der Wirt schrie das ganze Haus zusammen. Aus der oberen Etage kam der Hausknecht, die Mägde und die Frau. Alle drängten sich in die Stube, in der Geyer seinen letzten Atemzug tat. Das fahle Licht des Morgens fiel über sein wachsbleiches Gesicht. Der Hausknecht wollte die Polizei holen.

„Hiergeblieben!“ schrie der Wirt. „Keiner rührt sich von der Stelle!“

Eine der Mägde mußte gehen. So, nun würde die Polizei bald kommen. Der Wirt ging hinunter, um das Haus aufzuschließen.

Westphal hatte keinen Schritt vorwärts getan. Er hielt sich am Treppengeländer. Sein Kopf neigte sich mehr und mehr dem Geländer zu, um schließlich darauf niederzusinken. So schlafend fand ihn der Wirt. Er war vom Schlaf übermannt worden, während das Haus in Aufruhr war. Der Wirt rüttelte ihn wütend. War so etwas möglich, der war ja wohl sinnlos betrunken! Wenn die Polizei kam und den so fand, dann würde sie denken, daß er ihn betrunken gemacht. Am Ende würden sie noch glauben, er stecke mit dem, der seinen Reisegefährten umgebracht, unter einer Decke und habe die anderen absichtlich in der Gaststube zurückgehalten. Eine ärgerliche Geschichte war das . . .

•

Lotte hatte eine schlaflose Nacht verbracht. Das Kind, das sie zu sich ins Zimmer genommen, hatte fast die ganze Nacht geweint. Erst gegen Morgen war es eingeschlafen. Müde und erschöpft, sank Lotte auf ihr Bett, als das erste blasse Licht des Morgens durch die Fenster fiel. Sie hatte dem Mädchen, das nach ihr gesehen, gesagt: „Wecken Sie mich nicht, und wenn ich bis Mittag schlafe, ich bin so todmüde.“

Man ging auf Fußspitzen durch die Wohnung. Mutter Menkin kam, um nach Lotte zu sehen.

„Ich darf Frau Geyer nicht wecken, sie hat die ganze Nacht keinen Schlaf gekriegt.“

Nein, nein, sie wollte nicht stören. Sie nahm Nora, deren Fräulein ausgegangen war, mit sich. Das Kind langweilte sich allein.

„Willst du, daß wir ein bißchen spazieren gehen?“ fragte sie Nora.

Ob die wollte? Nichts tat sie so gern wie Spazierengehen. Tante Lotte ging fast täglich mit ihr in den Tiergarten. Da grünte und blühte schon alles. Und auf den Teichen schwammen die hübschen bunten Enten, die in ihrer Eckigkeit wie aus Holz geschnitzt schienen . . .

Lotte erwartete voll heißer Unruhe das Heimkommen der Mutter. Ida war bei ihr. Die todblassen Gesichter beider verrieten der Mutter, daß etwas Schlimmes geschehen war. Nora war von dem Mädchen in Empfang genommen worden. Die Frauen gingen in Lottes Zimmer.

„Mutter, es ist Furchtbares geschehen“, sagte Ida, „Jakob ist tot.“

Hörte sie recht? Sie sah von Ida auf Lotte. Lotte hatte sich in ihrem Schreibtischsessel niedergelassen und saß nun da, das Gesicht in die aufgestützten Hände vergraben.

„Herrgott, so plötzlich?“ fragte die Mutter.

Ida nickte. „Ermordet“, sagte sie leise.

Die Mutter schien es nicht zu verstehen, sah mit weitgeöffnetem Blick auf Ida. Die wollte es noch einmal wiederholen. Die Mutter wehrte ab.

„Sag's nich, sag's nich noch mal, ich weiß es schon. Allmächtiger Gott, wie konnte das geschehen?“

Sie sah Ida an. Ihre Blicke krallten sich förmlich ineinander.

„Wer hat es euch mitgeteilt?“

„Ich bekam die Nachricht telegraphisch.“

„Von Westphal?“

Ida nickte. „Ich ging gleich zu Lotte und traf zwei Kriminalbeamte, die ihr die Nachricht eben gebracht hatten.“

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Arme, arme Lotte!“

Sie war zu ihr getreten. Lotte hob das Gesicht aus den Händen, sah die Mutter mit einem Blick an, der ihr das Herz zerriß.

„Jott, mein armes, armes Kind!“

Mutter Menkins Augen standen voll Tränen. Herrgott, wer hatte nur dieses furchtbare Leid verschuldet?

„Mutter, sie haben Hans verhaftet.“

Dumpf und schwer kam es über Lottes Lippen. Und kaum war es gesagt, brach sie in einem Weinkrampf zusammen. Der wiederholte sich mehrere Male. Der Tag war schwer, und in der darauffolgenden Nacht waren alle im Hause von Angst und Sorge um Lottes Leben erfüllt. Der Arzt, den man am Tage gerufen, kam in der Nacht zweimal. Eine rechte Diagnose konnte er nicht stellen. Man hatte ihm gesagt, was geschehen war. Er wiegte den Kopf hin und her und sah mit ratlosem Blick auf die Kranke.

„Ein seelischer Zusammenbruch, was sonst? Sie muß geschont werden, sehr geschont. Nichts von diesem furchtbaren Geschehnis darf mehr an sie heran.“

Aber wie sollte man das machen? Ihre gemarterte Seele schrie nach Klarheit, die ihr niemand geben konnte. Aber wie die Dinge lagen, das mußte man ihr sagen.

Landesbibliothek Oldenburg

Wilhelmshavener Tagesbericht.

Beginn der Stenographen-Tagung.

Heute mittag hat im „Parkhaus" die 36. Jahresversammlung des Niedersächsischen Stenographenbundes Stolze-Schrey ihren Anfang genommen. Schon im Laufe des Vormittags herrschte auf dem Bahnhof zu den ankommenden Zügen ein lebhaftes Treiben, das die Stenographen-Veranstaltung auch äußerlich erkennen ließ. Um 2 Uhr trat bereits der erweiterte Bundesvorstand im Klubzimmer des „Parkhauses" zusammen. Anschließend ist für 3 Uhr nachmittags eine Schulungstagung angesetzt, auf der der hiesige Lehrer Kemnitz das Thema „Führerauswahl und Führerbestätigung in unserer Organisation" behandeln wird. Um 4.30 Uhr tritt sodann die 36. Hauptversammlung des Bundes im oberen „Parkhaus"-Saal zusammen. Ihr wird die Behandlung der üblichen geschäftlichen Angelegenheiten obliegen. Ab 8.30 Uhr findet der offizielle Begrüßungsabend im Saal des Tagungslokales statt, zu dem die gesamte jadestädtische Oeffentlichkeit eingeladen ist. Der morgige Sonntag steht neben Beschäftigungen ein Wettschreiben und ein Wettlesen sowie ein Bundes- und Bezirkswettschreiben in den Räumen der Mädchen-Mittelschule vor. Mittags 12 Uhr beginnt im „Parkhaus" die öffentliche Festversammlung, in der Schulrat a. D. Meinecke über „Der Sinn unserer Arbeit für Stolze-Schrey" referieren wird. Abends ab 7 Uhr findet schließlich der Festball mit Preisverteilung statt, der hoffentlich jeden beteiligten Schreiber befriedigen wird. Jedenfalls wünschen wir der Tagung schönes Wetter und einen harmonischen Verlauf.

Oeffentliches Singen im Park.

Der in den Jadestädten durch seine Konzerte bekannte Männergesangverein „Heim" wird bei gutem Wetter am morgigen Sonntag, vormittags gegen 11.30 Uhr, im Park (Eingang Hindenburgstraße) einige Chöre aus dem deutschen Liederschatz zu Gehör bringen. Der Verein zählt 75 Sänger und steht unter der Leitung des Gymnasialoberlehrers Rehberg.

Empfang der Oesterreicher-Jugend.

Die 200 Gymnasiasten aus Oesterreich werden am Dienstag gegen 9 Uhr abends am Landungsplatz von der Marinejugend und den Schulgruppen des V. d. A. begrüßt. Von dort werden sie mit Wimpeln und Musik zu ihren Quartieren gebracht, die sich in der Jugendherberge Kanalstraße, im Wanderheim der „Naturfreunde" in der Genossenschaftsstraße und im Jugendheim der „Herberge zur Heimat" in der Marienstraße befinden. Das Programm für die nächsten Tage sieht eine Schlickwanderung vor, ferner Besuch des Rüstringer Stadtparks und Rathauses, Besuch der Garnisonkirche, Besichtigung der Marinewerft und einiger Kriegsschiffe. Am 22. Juli werden die Oesterreicher nach Bremerhaven fahren.

Parteipolitische Flaggen am Strand.

In der Erwartung, daß die Besucher des Strandes der Inseln und der Küste soviel Selbstzucht zeigen und das Hissen von Flaggen Andersgesinnter nicht stören werden, hat der Regierungspräsident mit sofortiger Wirkung die Polizeiverordnung vom 4. Juni 1931, betreffend das Hissen parteipolitischer Flaggen am Meeresstrande usw. aufgehoben. Gegen etwaige Störungen der öffentlichen Sicherheit und Ordnung wird aber, wie die Regierungspressestelle mitteilt, mit allen polizeilichen Mitteln vorgegangen werden.

Sonderfahrt nach Wangerooge.

Anläßlich der 36. Tagung des Niedersächsischen Stenographenbundes System „Stolze-Schrey" vom 16. bis 18. Juli in den Jadestädten unternimmt am Montag, dem 18. Juli, der Bäderdampfer „Stadt Rüstringen" eine Sonderfahrt nach Wangerooge und zum Rotesandleuchtturm, an der sich auch Nichtmitglieder beteiligen können. Die Abfahrt erfolgt um 8 Uhr von der 1. Einfahrt, Rückkehr vom Rotesandleuchtturm gegen 2 Uhr nachmittags, Rückkehr vom Tagesausflug nach Wangerooge um 9 Uhr abends.

Aus dem Amtsgericht.

n. Der Reisevertreter Hans W. hatte Haferflocken auf Kommission bezogen, die Ware umgesetzt und den Schuldbetrag der Firma in Elmshorn „vergessen" einzusenden. Diese Vergeßlichkeit kostete ihm 50 Mk. Geldstrafe. — Auch der Bürohilfsarbeiter Johann B. muß 50 Mk. bezahlen. Er lebte in bedrängten Verhältnissen und wurde daher aushilfsweise beim Magistrat beschäftigt. Aber diese wirtschaftliche Rettung konnte der Angeschuldigte scheinbar nicht vertragen, denn er entnahm dem Aktenschrank seines Dienstraumes einen Betrag von 34 Mk. — Fräulein Olly K. war seinerzeit bei einem hier wohnenden Admiral in Stellung und eignete sich dort ohne Erlaubnis der „Gnädigen" verschiedene Bekleidungsstücke an. Sie schwor Stein und Bein, die Sachen hätten in der „Ausrangierkiste" auf dem Boden gelegen. Der Wert betrug insgesamt etwa 50 Mk. Für den Diebstahl erhielt Frl. K. zwei Wochen Haft. — Zwei junge Leute, die Abonnenten auf ein Heilmethodenwerk suchten, kamen Ende März auch nach Neustadtgödens und quartierten sich bei einem dortigen Gastwirt, als „Jungelehrer" ein. Sie verließen jedoch die gastliche Stätte, ohne ihre gemachten Schulden zu zahlen und einer von ihnen nahm „aus Versehen" ein Paar Damenschuhe mit. Der Fliesenleger Emil F. erhielt wegen dieses Tuns 14 Tage Gefängnis und der Schlosser Johann R. zwei Wochen und einen Tag. Beide sind ortsfremd und befinden sich auf Wanderschaft, die allerdings durch eine Verpflegung auf Staatskosten unangenehm unterbrochen wird.

Zwei verbilligte Lloyd-Fahrten.

Am Sonntag veranstaltet der Norddeutsche Lloyd mit seinen beiden Doppelschraubendampfern „Glückauf" und „Vorwärts" zwei einmalige Sonderfahrten. Der Dampfer „Vorwärts" fährt um 10 Uhr von der 1. Hafeneinfahrt nach Bremerhaven zur Besichtigung des Schnelldampfers „Bremen". Für Fahrtteilnehmer ist der Besichtigungspreis um die Hälfte ermäßigt und beträgt 1 RM. Karten sind nur an Bord erhältlich. Der Fahrpreis für die Strecke Wilhelmshaven—Bremerhaven und zurück ist auf 3 RM. festgesetzt. Rückkunft in Wilhelmshaven 20.30 Uhr. — Der Dampfer „Glückauf" fährt um 10 Uhr von der 1. Hafeneinfahrt nach Helgoland und kehrt um 22 Uhr zurück. Der Fahrpreis ist auf 4 RM. einschließlich Landungsgebühren in Helgoland ermäßigt. — Die für Sonntag in Aussicht genommene Abendfahrt fällt aus.

Fahrraddiebstähle in Wilhelmshaven.

Gestohlen wurden folgende Fahrräder: Aus dem Hausflur des Hauses Nordwestr. 3 ein Herrenfahrrad Marke „Ideal", Nr. unbekannt, Rahmen schwarz, Felgen gelb mit schwarzen Streifen. — Am 13. Juli, gegen 20 Uhr, von dem Hof des Hauses Bismarckstr. 57 ein Herrenfahrrad Marke „Presto-Othello", Nr. 902571, Rahmen schwarz, Felgen gelb, mit Dynamo ohne Lampe. An der Vordergabel befindet sich ein Handstockhalter. — Am 14. Juli, zwischen 18 und 23 Uhr, ein vor dem Hause Bismarckstraße 146 unangeschlossen stehendes Damenfahrrad Marke „Möwe", Nr. unbekannt, Rahmen schwarz, Felgen gelb, mit neuem Kleiderschutz. — Sachdienliche Angaben erbittet die Wilhelmshavener Kriminalpolizei.

Wieder eingefunden.

Das vor einigen Tagen als gestohlen gemeldete Segelboot und Dingi wurden herrenlos, auf einer Sandbank liegend, aufgefunden und sichergestellt.

Von der Reichsmarine.

Der Kreuzer „Köln" ist am 15. Juli nachmittags in Swinemünde eingelaufen und wird am 18. Juli von dort wieder in See gehen. — Das Torpedoboot „Seeadler" mit dem Kom-

Aus Mutterliebe zur Diebin.

Weil der Sohn Herzenskummer hatte.

Berliner Brief.

Eine alte, verhärmte Frau, mit schneeweißem Haar und von Runzeln zerfurchtem Gesicht, sitzt auf der Anklagebank. Sie ist so klein und zerbrechlich, daß man meint, ein Windstoß könnte sie umwerfen. Die Hände dieser Frau sprechen eine eigene Sprache — sie sprechen von 70 Jahren harten Arbeit, von Not und Entbehrungen und von schweren Tagen, die nur von der Liebe zum einzigen Sohn erhellt wurden.

Dieser Sohn sitzt jetzt im Zuhörerraum und blickt abwechselnd mit bangen Augen auf das Gericht und auf die Hände der Mutter, die sich ihm zuliebe zum ersten Mal an fremdem Eigentum vergriffen haben.

Willi, der einzige Stolz des alten Mütterchens, hatte eines Tages die hübsche, kleine Hella kennengelernt und sich nach einigen Wochen mit ihr verlobt. Als er jedoch einige Zeit darauf arbeitslos wurde, kam die erste große Enttäuschung: Hella wandte sich von ihm ab. Sie wollte immer hoch hinauf und glaubte, mit ihrem niedlichen Gesicht eine bessere Partie erobern zu können.

„Mein armer Junge," erzählt das Mütterchen dem Gericht mit zittriger Stimme. „Sie hätten ihn damals nicht wiedererkannt, meine Herren. Er war wie von Sinnen. Er wollte nichts essen, sprach tagelang kein Wort und schluchzte nur die ganze Nacht hindurch in sich hinein. Es war für mich so furchtbar, daß ich ihm nicht helfen konnte . . ."

Nach einiger Zeit bekam Willi wieder Arbeit. Aber den Verlust seiner Braut konnte er noch immer nicht verwinden. Vergebens versuchte die Mutter, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Eines Tages war Hella plötzlich wieder da. Der reiche Freund, den sie inzwischen gefunden, hatte sie sitzengelassen. Willi verzieh ihr und alles schien wieder in bester Ordnung.

Aber Hella hatte unruhiges Blut. Ein junger Kaufmann kreuzte ihren Weg und wieder waren alle guten Vorsätze vergessen. Das neue Glück dauerte nur kurze Zeit, aber diesmal traute sich das Mädchen nicht mehr, wieder zum verlassenen Bräutigam zu kommen. Willis Mutter erfuhr von ihrem Mißgeschick. Sie suchte Hella auf und bat sie, wieder zu ihrem Jungen zurückzukehren; sie werde inzwischen vielleicht eingesehen haben, daß Willi es doch am besten mit ihr meine.

Dieser Ueberzeugung war auch Hella. Zum zweiten Mal wurde Versöhnung gefeiert. Hella war jetzt fest entschlossen, bei Willi auszuharren.

Einige Zeit darauf sollte sie Geburtstag feiern. Hella hatte sich schon seit langem ein weißes Seidenkleid gewünscht. Willi und seine Mutter rechneten hin und her: sie hatten aber kaum genug, um die nötigen Lebensmittel kaufen zu können. Willi wurde wieder traurig und nachdenklich. Das Mütterchen erklärte aber, Hella werde zum Geburtstag ganz bestimmt ihr weißes Kleid haben.

Und wirklich: an ihrem Geburtstag erhielt Hella ein weißes Seidenkleid, dazu sogar noch passende Schuhe und eine weiße Kappe. Ihre Freude war grenzenlos. Willi umarmte mit Tränen in den Augen seine Mutter. Die Freude war jedoch nur von kurzer Dauer. Während die drei noch am Geburtstagstisch saßen, kamen Kriminalbeamte in die Wohnung und holten Hellas Geschenke ab.

Die jungen Leute wollten es gar nicht glauben, daß die alte Frau diese Sachen einige Stunden vorher in einem Warenhaus gestohlen haben sollte. Das Gerichtsverfahren nahm unerbittlich seinen Lauf.

„Ich will meine Tat nicht beschönigen," erklärte die Angeklagte zum Ende der Verhandlung. „Ich habe gestohlen — aber ich tat es für meinen Jungen. Willi ist mein Einziger. Und wenn die Hella wieder von ihm geht, dann . . ."

Und das Mütterchen machte eine Handbewegung, die ungefähr sagt: „Dann ist alles aus."

Das Gericht ließ in Anbetracht der Unbescholtenheit und des Motivs der alten Frau Milde walten. Die Angeklagte wurde zu sechs Wochen Gefängnis mit Bewährungsfrist verurteilt.

Wer sonst sollte den Mord begangen haben? Geyer war nicht beraubt worden. Seine goldene Uhr, ein kostbarer Brillantring, den er am kleinen Finger trug, alles war da. Selbst seine Brieftasche mit dreißigtausend Mark Inhalt hatte man unter seinem Kopfkissen wohlverwahrt gefunden. Kein Raubmörder hätte auf diese Sachen verzichtet.

Nein, Geyer war seinem Nebenbuhler zum Opfer gefallen. Daran konnte wohl nicht gezweifelt werden.

Sein Schwager? Ein Beamter der Untersuchungskommission war dafür, ihn sich näher anzusehen. Man tat es. Aber war doch sehr bald von der Unsinnigkeit dieses Verdachts überzeugt. Warum sollte der Mann, der unbescholten war, der eine gute Anstellung im Geschäftshause seines Schwagers hatte, der mit ihm in gutem Einvernehmen gelebt, was sollte den dazu getrieben haben, ihn meuchelmörderisch zu töten?

Er hatte die ganze Nacht hindurch gezecht, hatte sich nur, wie der Wirt und der andere Gast aussagten, ein paarmal auf kurze Zeit aus der Gaststube entfernt, um im Hofe seine Notdurft zu verrichten. Er war so schwer bezecht gewesen, daß er, als man die Tat entdeckte, auf dem Fleck eingeschlafen war, auf den man ihn geschleppt hatte. Sinnlos betrunken war der gewesen. In solchem Zustande mordet niemand.

Nein, Westphal kam nicht als Täter in Frage. Er brachte die Leiche heim.

Im Goldmann und Geyerschen Geschäftshaus wurde der Sarg aufgebahrt. Ida hatte es mit Goldmann besprochen, und er hatte es so angeordnet. Unter großer Beteiligung hatte man Jakob Geyer zu Grabe getragen. Auch Westphal war dabei. Er stand neben Ida am offenen Grabe. Der Totengräber reichte die Schaufel mit Erde jedem Leidtragenden hin, daß er die üblichen drei Hände voll Erde in die offene Gruft werfe. Als an Westphal die Reihe war, verhinderte es Ida dadurch, daß sie an seiner Stelle zugriff. Ein Blick von ihr ließ ihn zurücktreten. —

In Westphal hatte man sich doch getäuscht. Er schien doch nicht der oberflächliche lebensgierige Mensch zu sein, für den man ihn all die Zeit gehalten hatte. Oder er hatte sich von Grund auf geändert. Seit dem Tode Geyers war er wie ausgewechselt. In der Firma fiel das allgemein auf. Hatte er schon immer seine Arbeit geleistet, jetzt stürzte er sich mit wahrem Feuereifer hinein.

Die Bücherrevision hatte auch nicht zutage gefördert, was man befürchtet hatte. Also man hatte Westphal zu Unrecht verdächtigt. Man sah ihn jetzt mit ganz anderen Augen an als früher.

Nur eine machte eine Ausnahme davon: das war seine Frau. Unter ihren suchenden Augen wand er sich wie ein Wurm. Sie schienen bis auf den Grund seiner Seele zu sehen. Er ging ihr jetzt nach Möglichkeit aus dem Wege. Es kam immer häufiger vor, daß er gleich nach Geschäftsschluß in die Wohnung seiner Mutter ging und diese ihre ganze Ueberredungskunst aufbieten mußte, um ihn zum Hinaufgehen in seine eigene Wohnung zu bewegen.

„Was hast du nötig, dich vor ihr zu verkriechen? Das fehlte auch noch! Die sollte dir dankbar sein, daß du sie geheiratet hast. Bring' ihr das mal bei. Notwendig ist es, daß du sie wieder klein kriegst — so wie sie zu Anfang war."

Sie klein kriegen, nein, das war nicht möglich. Er wollte es auch nicht. Wenn sie ihn nur nicht mehr mit ihren kalten feindseligen Blicken verfolgen wollte. In diesen lag etwas, das ansprang — das sich mit tausend scharfen Krallen in sein Gehirn schlug. Das quälte bis zum Wahnsinn. Zur Verzweiflung würde sie ihn bringen, er fühlte es. Wenn sie doch lieber reden wollte, dann konnte er antworten, und wenn sie ihn beschuldigen würde, konnte er sich verteidigen.

Eines Abends — die Mutter hatte ihn in seine Wohnung begleitet — erhob sich Ida, die mit einer Näharbeit am Tische saß, bei ihrem Eintritt ins Wohnzimmer sofort und verließ die Stube. Die Mutter sah ihn fragend an.

„Ist's schon so weit, daß sie mit dir nicht mehr am gleichen Tisch sitzen will?"

Er zog die Schultern hoch, sein Gesicht, das aschfahl war, hatte einen Ausdruck von tiefer Verlegenheit.

„Laß sie", sagte er zur Mutter, die im Begriff war, Ida zu folgen, um sie zur Rede zu stellen. Aber die Alte ließ sich nicht hindern. Einmal mußte man doch hören, was diese Person gegen ihren Mann hatte. Sie folgte Ida ins Schlafzimmer.

„Was ist das für ein Betragen? Du stehst auf, wenn dein Mann und ich uns zu dir setzen!"

Ida sah sie mit einem Blick an, unter dem sie unruhig wurde.

Sie versuchte eine Annäherung:

„Ida, so geht es nicht weiter, dein Mann leidet unter deiner Härte — laß ab davon. Ich weiß, was du ihm und mir zum Vorwurf machst: wir beide wären am Tode deines Kindes schuld. Das ist ein schwerer Vorwurf, der uns aber nicht trifft, Ida. Du hast dich in einen bitteren Haß gegen uns verbissen, versuch' davon frei zu werden. Wir sind wirklich nicht schuld daran, daß du dein Kind nicht lebend zur Welt brachtest."

„Ich weiß jetzt, daß es ein Glück war, daß es tot zur Welt kam", sagte Ida langsam. „Auch dir wäre wohler, dein Sohn wäre nicht lebend zur Welt gekommen."

Herrgott, war dies Frauenzimmer verrückt?! Sie sah Ida mit einem Blick an, der Furcht und Entsetzen ausdrückte. Wenn Hermann das noch lange mitmachte, dann würde er gewiß auch noch verrückt werden. Diese Person trieb ihn zu systematisch zur Verzweiflung. Warum trennte er sich nicht von ihr? Das Beste wäre es doch schon. Sollte er doch seine Stellung dadurch verlieren, was kam es darauf an, es fand sich auch wieder eine neue.

Ida hatte die Speisezimmereinrichtung, die schon beinahe bis zur Hälfte bezahlt war, vom Möbelhändler abholen lassen.

„Wir brauchen kein Eßzimmer, aber ich einen Arbeitsraum", hatte sie gesagt.

„Wozu braucht du ihn?" fragte ihr Mann.

„Um darin zu arbeiten natürlich."

„Hast du nötig, für Geld zu arbeiten? Ich verdiene doch soviel, daß es zur Führung des Haushalts reicht."

„Ich nehme kein Geld von dir, du magst es anlegen wie du willst. Es wird einmal der Tag kommen, wo du es sehr nötig gebrauchen wirst."

Die Wut stieg in ihm auf. Mit der Hand auf den Tisch schlagend, schrie er sie an: „Laß deine blödsinnigen Prophezeiungen. Gar nichts wird kommen — gar nichts, hörst du!"

Sein Gesicht hatte sich gerötet, seine Augen blickten voll Haß auf sie. Sie hielt seinen Blick ruhig aus.

„Du weißt auch ohne meine Prophezeiung, was für dich kommen muß und kommen wird."

„Was wird kommen — was?"

Er trat dicht vor sie hin. Sie wich keinen Schritt zurück. Ihr Gesicht war leichenblaß, und ihre dunklen Augen glühten.

„Was fragst du mich, was kommen wird — du weißt es. Das Schicksal webt, und du hälst die Fäden des deinen nicht mehr in Händen..."

„Du hälst sie?"

„Ja, ich halte sie."

•

Westphal fühlte mit beängstigender Deutlichkeit, daß Ida die Fäden seines Schicksals in ihren Händen hielt. Noch war nicht recht erkennbar, wie sie sie spann, aber er zweifelte nicht daran, daß sie sie allmählich zu einem Netz verwob, das sie ihm eines Tages überwerfen würde. Sie umlauerte ihn. Es verging kein Tag, an dem sie nicht zu ihm von Geyer und seinem Tode sprach. Weil es ihm lästig wurde, bat er sie einmal, nicht mehr davon zu sprechen.

„Warum nicht? Bereitet es dir Qual?"

In ihrem Blick war etwas, das ihn empörte. Er schrie sie an: „Quatsch! Qual? Langweilig ist es mir. Ich mag von diesen Dingen nichts mehr hören!"

Er schrie sie jetzt oft an, was er früher nie getan. Seine Nerven waren so überreizt, daß er sich nicht mehr beherrschen konnte. Einmal sagte er es ihr. Wenn sie etwas gegen ihn habe, so sollte sie sich zu ihm aussprechen; aber dieses heimliche Belauern sollte sie sein lassen, es mache ihn verrückt.

Sie sah ihn mit ihrem rätselhaften Blick eine Weile an, und dann fragte sie unvermittelt, warum er sich am Tage vor seiner Abreise nach Oberschlesien habe erschießen wollen? Er vermochte keine Antwort zu geben. Sein Gesicht ward kalkweiß und sein Blick ging hilflos ins Leere.

(Fortsetzung folgt.)

Landesbibliothek Oldenburg

Auf den Gütern der Junker.

Eine Reportage aus dem ostelbischen Wohlfahrtsstaat“. — Eine Landarbeiterin“ erzählt.

Man meint, das müsse hundert Jahre her sein. Aber das war kurz vor dem Kriege auf den Rittergütern zwischen Oder und Elbe, in Mecklenburg und in der Provinz Brandenburg. Es war inzwischen etwas besser geworden, aber nun sind ja die Herren wieder an der Macht.

Am dritten Ostertag ging es los, Jahr für Jahr. Da hatten wir uns an den Vorschnitter vermietet. Die Vorschnitter schlossen mit den Gutsinspektoren ab und suchten sich ihre Arbeiter dann per Inserat. Die Güter zahlten ihnen pro Kopf einen bestimmten Betrag. Meist wurden Paare genommen für die Landarbeit, Mann und Frau oder ledige junge Leute, die der Vorschnitter zusammentat.

Wenn das Gut in der Nähe des Heimatortes lag, wurden Leiterwagen geschickt, sonst wurden die Kästen, die unser Hab und Gut bargen, per Güterwagen vorgesandt, wir fuhren „vierter Güte“ hinterher.

In der Schnitterkaserne.

Nun war unsere Wohnung, bis in den späten Herbst hinein, die Schnitterkaserne. Ein einziges großes Gebäude, eigens zu dem Zweck erbaut, uns aufzunehmen. Ein Wohntraum, eine Küche, darüber ein Schlafraum — für manchmal dreißig Paare. Die Kinder waren auch dabei, vier, fünf zu einem Ehepaar, wo sollten sie bleiben? Im Heimatsdorf stand die Wohnung leer, die Miete mußte freilich weiter gezahlt werden.

Eine Frau, aus der Schnitterkolonne und von ihr bezahlt, blieb tagsüber in der Kaserne und kochte, was die einzelnen Familien vorbereitet hatten, Topf für Topf. Die Kinder gingen zur Schule und waren dann sich selbst überlassen, die größeren machten nachmittags leichtere Arbeiten, Steine lesen und Unkraut jäten, für ein paar Pfennige extra; die kleinen blieben allein.

Vom frühen Morgen an ging es so. Kartoffeln stecken im Frühjahr, Rüben hacken, Rüben „verziehen“, dann in die Klee-Ernte, ins Korn und schließlich Kartoffeln buddeln. Mittags gab es zwei Stunden Pause zur „Heimkehr“ zum Mittagessen, dabei mußte auch das Werkzeug in Ordnung gebracht werden. Und weiter ging es bis zum Dunkelwerden. Wenn die Arbeitsstelle weitab lag von der Kaserne — die Güter waren ja so groß — wurde draußen gekocht, wochenlang Pellkartoffeln zur Zeit der neuen Ernte, wieder Topf neben Topf gestellt. Leinöl gab es dazu oder Heringe, die Sonntags für die ganze Woche im Dorf eingekauft wurden.

Abends hingen große Petroleumlampen in der Mitte der Kasernen, die stellte der Vorschnitter und beileibe nicht das Gut, das Petroleum ging vom Verdienst. Dabei wurden dann Strümpfe gestopft — zum Lesen reichte das Licht nicht aus. Es gab freilich auch weder Zeitungen noch Bücher. Und keine Kraft mehr zum Lesen. Nur Umfallen und Schlafen — alle in einem Raum. Die Gutsverwaltung stellte Stroh, weiter nichts. Die Betten hatten wir uns mitgebracht. Ihren Platz in der Lade, der nur frei war, nahmen jetzt die Ersparten ein, in der anderen Hälfte blieb die Wäsche. Zugeklappt diente die Lade gleichzeitig als Tisch. Denn es gab ja weiter keine Möbel. Man konnte sich höchstens Nägel einschlagen oder ein paar Bretter anbringen.

Opfer der Seuche.

Dann war wieder einmal die Diphtheritis ausgebrochen unter den Kindern. Die Mütter wußten Bescheid, der Vorschnitter meldete es dem Inspektor, die Kinder blieben aus der Schule. Aber sie schliefen weiter in der Kaserne, kein Arzt kam, keine Krankenschwester. Man hatte ein Hausmittel: mit Heringslauge gurgeln. Die Heringe aß man zum Mittagbrot, die Lauge blieb sowieso übrig. Nachts wachten die Mütter und machten Umschläge, morgens mußten sie wieder hinaus aufs Feld. Ich war damals zwölf Jahre alt, die älteren Geschwister waren in Stellung oder beim Militär, vier kleinere waren noch da, das Jüngste gerade zwei Jahre alt. Es winselte den ganzen Tag. Die andern gaben sich Mühe, ruhig zu sein, damit es schlafen konnte. Schließlich schlief es ein — und wachte nicht mehr auf. Da merkte ich, daß es tot war, wir waren allein, wir weinten alle vor Schreck und liefen aufs Feld. Das Kleine wurde auf dem fremden Friedhof begraben, wir andern kehrten im Herbst in unser Dorf zurück. Damals war eben der Staat noch keine „Wohlfahrtsanstalt“ und es wurden genug neue Kinder geboren in den Schnitterkasernen.

Von der „Herrschaft“ sahen wir wenig. Wir hatten nur mit dem Vorschnitter zu tun, der Vorschnitter nur mit dem Inspektor. Der Inspektor ritt über das Feld, der Baron kam „mit Vieren“ manchmal die Chaussee entlang. Der „kleine Baron“ hatte ein Pony im Park mit eigenem Wagen, wir standen manchmal am Gitter und sahen zu. Aber wie die sonst lebten, davon erfuhren wir nichts. Und hatten auch keine Zeit, uns Gedanken darüber zu machen.

Maul halten!

Im Herbst ging dann das große Abrechnen los. Da war die letzte Nacht, die „lange Nacht“. Die Jungen tanzten. Denn sie hatten nichts zu rechnen. Die feudale Ordnung oben war in der Familie fortgesetzt: die Frau und auch die großen Kinder, manchmal schon fünfundzwanzig, waren die Arbeitskräfte des Vaters. Wir erfuhren nicht einmal, was wir verdient hatten, wir bekamen auch keinen Pfennig von dem Geld. Wir kannten nur die allgemeinen Bedingungen: vom Korn gehörte den Schnittern jede sechzehnte Mandel, wir trugen also auch das Risiko des Junkers; wenn die Ernte mißraten war, war auch unser Verdienst miserabel. Für Kartoffeln gab es schon Geld, fünf Pfennige für den Korb, wenn sie sehr schlecht geraten waren acht Pfennig. Oft gab es Empörung um den Preis, der Vorschnitter mußte verhandeln gehen.

In der „langen Nacht“ der Abrechnung aber entlud sich der Aerger über den schmalen Verdienst nicht gegen die Junker, nicht einmal gegen den Inspektor. Da gab es Krach mit dem Vorschnitter, da stritt man untereinander. Da war das System der Teilung der Blitzableiter. In der Schnitterkaserne schlug man sich und nannte einander Betrüger — das Schloß lag ruhig seitab.

Winter im Dorf.

Im November waren wir wieder zu Hause im naßen Warthebruch. Um Weihnachten herum war das Geld längst wieder zu Ende, trotz Syrupbrot und Pellkartoffeln mit Leinöl. Dann gingen die größeren Mädchen in Stellung in die nächste Stadt, die jungen Männer suchten sich in der Stadt irgendeine Gelegenheitsarbeit. Der Kaufmann gab Kredit auf Heringen, weil er wußte, die Familie ging im Frühjahr wieder in den Schnitt — und ein Teil des Verdienstes vom nächsten Jahr war im voraus aufgegessen.

Jetzt ist die Regierung Brüning gestürzt über dem Siedlungsprogramm, das auf die Güter der bankrotten ostelbischen Junker Bauern bringen wollte, die vom eigenen Land leben sollten. Das hat den Baronen nicht gepaßt. Sie wollen weiter Subventionen — und Arbeitskräfte stückweise gemietet, in Kasernen untergebracht, Verdienst, wie die Ernte ausfällt . . .

Und wenn das Proletariat in diese Hölle nicht mehr zurückwill, wird man es mit der „Wohlfahrt“ und anderen Hitlerdingen schon wieder dahin bringen, meint man . . . .

Herta Zerna.

Prinz und Arbeiter.

Ein Heer von Gespenstern und Leichen geistert in braunen Hemden durch Deutschland. Das Leben und zwei Jahrtausende der Entwicklung sollen totgeschlagen und verscharrt werden, damit die Vergangenheit unseren Platz einnimmt. Diese Mumien haben, wie beispielsweise am Sonntag in Eckernförde, begonnen, unsere Gewerkschaftshäuser niederzureißen.

Sieben Jahrzehnte voll Kampf und Schweiß und unendlicher Mühe hat es die deutsche Arbeiterklasse gekostet, diese Häuser und Einrichtungen zu erbauen.

Das Schwert in der einen Hand, die Kelle in der anderen, so wurden sie errichtet, wurde Stein auf Stein geschichtet und Balken auf Balken. Wenn jetzt die Fenster unserer Gebäude splittern und die Türen krachen, so gilt dieser Haß der braunen Gespenster weniger den Mauern als dem Geist, der darin lebt und wirkt. O ja, wir kennen das Ziel, das die Bilderstürmer anfeuert und das sie nie erreichen werden.

Das deutsche Volk und die arbeitenden Klassen aller Länder winden sich in schrecklicher materieller und seelischer Not. Für Millionen und aber Millionen ehemals fleißiger Hände und Köpfe, für die Jugend und das Alter ist der Sinn des Lebens geschwunden. Wozu die Schulen, wozu die Werkstätten, wozu der Acker und das Feld, ja wozu selbst die Sonne, wenn sie nur Hunger und Elend und Nutzlosigkeit des Daseins beleuchtet, wenn sie nicht Leben befruchtet, sondern Absterben und Tod! In dieser Verzweiflungsstimmung wird die Nacht zum Tag, scheinen die Gespenster lebende Wesen mit Fleisch und Blut. Was zum Grab und zum Untergang weist, ist ihnen verwandt. Gesinnungsgenosse, Freund und Mitkämpfer. Was lebt und vorwärts will, zum Tag und zum Licht: das ist ihnen verhaßt und feind.

Und so suchen sie ihr Heil im Vergangenen und Toten, so versuchen sie die Arbeiterbewegung zu zerstören, ihre Häuser und ihren Geist zu vernichten und das Reich der Vergangenheit wieder aufzubauen, das nur das Reich der Toten ist.

Sprechen wir in der Sprache der Anführer und jener, die sie besolden und beauftragen. „Der Klassenkampf soll ausgerottet und die Volksgemeinschaft errichtet werden. Vom Prinzen bis zum Arbeiter, vom Grubenbesitzer bis zum Bergmann, vom Junker bis zum Knecht, es soll ein Volk sein und ein Reich!“

Seit den Spartakuskämpfen im alten Rom hören wir bereits diese Worte. Vor dreihundert Jahren waren sie von den Scharen der Bauernkriege auf die Fahnen geschrieben. Als sich aber die Hunderttausende von revolutionären und gutgläubigen Bauern ergeben hatten,

da errichteten die siegreichen Herren nicht die Grenzpfähle des Dritten Reiches, sondern Galgen und Spieße, an denen Zehntausende von abgeschlagenen Bauernköpfen baumelten.

„Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“, rief auch Wilhelm II in seiner höchsten Not! Wie er, und wie es die herrschenden Schichten gehalten haben, wir wissen es. Wer focht 1813 in der vordersten Reihe zur Befreiung des Vaterlandes? Die armen leibeigenen Bauern, denen man die soziale und politische Gleichheit und Freiheit gegeben hatte — bis das Vaterland, das heißt, bis die Fürsten und Großgrundbesitzer wieder frei waren. Wer stand 1848 auf den Barrikaden? Die Arbeiter! Wo blieben ihre Rechte und wo blieb ihre Freiheit? Im Papierkorb der Eid- und Verfassungsbrüche.

„Vom Prinzen bis zum Arbeiter, die Volksgemeinschaft, das Dritte Reich“ — ruft es auch heute wieder. Wir sehen noch nicht einmal die Umrisse — aber was bereits da ist, was wir bereits deutlich erkennen: das ist die Rolle des Hitler, genau wie 1625, wie 1813, wie 1914! Das Dritte Reich beginnt mit jährlich 1½ Milliarden Reichsmark Abzug und Brotkürzung für die Aermsten der Armen, für die Mühseligen und Beladenen.

Vom Prinzen bis zum Arbeiter! Jawohl, sie sitzen zusammen auf den Bänken des preußischen Landtages und marschieren zusammen in der Braunen Armee der Gespenster. Dem Arbeiter aber, der Rentenabzug, die Beschränkung der Erwerbslosenfürsorge auf sechs Wochen nebst Bedürftigkeitsprüfung.

Herr Hitler hingegen sitzt mit seinen zwölf Aposteln im „Kaiserhof“ und verbraucht allein für Wohnen und Frühstück innerhalb weniger Tage mehrere Tausend Reichsmark. Prinz Auwi verzehrt tapfer die Hundertmillionenabfindung der Hohenzollern vom Vermögen und den Steuern des Volkes, und eben hat ein bereits mit 3,5 Millionen Reichsmark abgefundener Herzog von Altenburg seinen Prozeß gegen das thüringische Volk „gewonnen“. Dieser arme Freund Adolf Hitlers und der „Volksgemeinschaft“, der im Armenrecht geklagt hat, erhält und nimmt neue dreißig Millionen Reichsmark!

Es müssen die Lebendigen sterben, damit die Toten und die Mumien ein fröhliches Leben führen können. So ist das Band geschlossen, das sie eint: die Prinzen und die Arbeiter! Doch mit es nicht reißt, müssen die Gewerkschaftshäuser zerstört, muß die Arbeiterbewegung vernichtet werden.

Was ist die historische, unvergängliche Tat von Lassalle, dem größten politischen Agitator der modernen Zeit? Daß er vor siebzig Jahren die Illusion von der „Volksgemeinschaft“ zerstört, den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein und damit die Sozialdemokratie gegründet und die deutsche Arbeiterklasse aktiv handelnd in die politische und wirtschaftliche Arena gestellt hat. Nicht mehr ein Anhängsel des Bürgertums zu sein, sondern allein und auf eignen Füßen stehend, sich Freiheit, Gleichheit und Zukunft zu erobern. Aus der Minderheit des Volkes hat der Kapitalismus die Arbeiterklasse zur gewaltigen Mehrheit gestaltet. Sie hat sich das Wahlrecht erobert und den Staat. Aber sie ist noch nicht der Staat selbst. Der Kapitalismus verfault, aber er herrscht noch, und deshalb überzieht der Leichengeruch der Wirtschaft auch das Staatsleben.

Eine Armee von Leichen und Mumien in braunen Hemden hat sich dieser Kapitalismus gedungen, das Vergangene und Verfaulende zu erhalten, wiederaufzurichten, und die Tore der Zukunft zu verrammeln.

Hitler gegen Lassalle! Der Oberosaf gegen den Begründer der Sozialdemokratie. Die Braunen Häuser der Fememörder und der Prinzen gegen die Gewerkschaftshäuser der sozialen und politischen Freiheit und der Befreiung vom Joche des Kapitalismus! Die Toten gegen die Lebenden!

Angetreten! Die Fahnen hoch! Brüder, zur Sonne, zur Freiheit!

Fürsten verschachern ihre Länder.

„Altpreußischer Geist“ — Großeinkäufer USA. — Belgischer Kongo für alte Uniformen.

Es gibt kaum etwas auf der Welt, was nicht zu einem gelegenen Zeitpunkte Ware werden könnte. Es hat in der kapitalistischen Gesellschaft Zeiten gegeben, wo sogar der Mensch eine Handelsware war, so gut wie Salz und Pfeffer und niemand wird bezweifeln, daß sogar ein so abstraktes Gut wie die Freiheit, zu manchen Zeiten Handelsware gewesen ist. Man erinnere sich in diesem Zusammenhange an die Freiwerdung des Rheinlandes, die, soweit sie von Frankreichs Zustimmung abhing, durch mancherlei materielle Verpflichtungen abgekauft werden mußte. Um so weniger wird es daher verwundern, wenn hier von Ländern die Rede sein soll, von richtigen großen und kleinen Ländern, von Königreichen und halben Weltteilen, die ebenso verkauft und verhandelt wurden wie ein kleines Bauerngut.

Da ist zum Beispiel das schöne Thüringen. Weiß jemand, daß dieses schöne Land einst von seinen Fürsten in Bausch und Bogen verkauft worden ist? Im Jahre 1236 trat Heinrich der Erlauchte Thüringen und die sächsische Pfalz an Albrecht den Unartigen ab. Diesen verwickelte ein Versuch, die ihm von seiner ersten Gemahlin Margarete geborenen Söhne zugunsten des ihm von seiner zweiten Frau geborenen Sohnes zu benachteiligen, in Krieg mit den ersteren. Um all diesen Unbequemlichkeiten aus dem Wege zu gehen und seinen erstgeborenen Söhnen eine lange Nase drehen zu können, ging er hin und verkaufte im Jahre 1294 ganz Thüringen für ein Linsengericht, das heißt für 12 000 Mark Silber an den König Adolf von Nassau.

Auch Preußen hat in früheren Zeiten zum Zwecke der Gebietsvergrößerung nicht den Länderkauf verschmäht. So kaufte König Friedrich I. von Preußen von Sachsen die Erbvogtei über Quedlinburg und Tecklenburg. Noch großzügiger als Länderkäufer war sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm I., der „Soldatenkönig“. — Bei den Friedensverhandlungen in Stockholm im Jahre 1720 sah er ein, daß die Schweden nicht geneigt waren, ohne weiteres auf Pommern zu verzichten. Es wurde nun über Vorpommern bis zur Peine mit den Odermündungen ein regelrechter Vertrag aufgesetzt und Preußen erhielt das Gebiet für die damals erhebliche Summe von zwei Millionen Talern. Das auf diese Weise käuflich erworbene Gebiet wurde im Jahre 1815 dadurch abgerundet, daß Preußen von Schweden den Rest Pommerns kaufte.

Aus Kuriositätsgründen sei hier erwähnt, daß es in Preußen auch einmal einen Finanzminister gegeben hat, der als Ausweg aus finanziellen Nöten den Verkauf preußischen Gebietes vorgeschlagen hat. Das war der Finanzminister Altenstein, der im Jahre 1810 einen teilweisen Verkauf Schlesiens empfahl, um das Budget wieder in Ordnung zu bringen. Das ganze nennen sie heute „altpreußischen Geist“.

Auch die österreichische Hauptstadt Wien wurde einmal verkauft. Das war in der Mitte des 15. Jahrhunderts, als sie dem Fürsten Albrecht und dessen Bruder Friedrich gehörte. Da sich die schöne Stadt an der Donau nicht gut getrennt regieren ließ, kaufte Friedrich von Albrecht dessen Ansprüche auf Wien regelrecht ab. Ebenso kaufte Friedrich im Dezember des Jahres 1462 gegen eine jährliche Entschädigung von 5000 Goldgulden alles Land „unter der Ems“ an. Ebenso kaufte Kaiser Maximilian im Jahre 1361 die Grafschaft Görz.

Im Jahre 1785 erkaufte sich Holland seine Freiheit von den österreichischen Erbfolgerechten gegen eine einmalige Zahlung von achteinhalb Millionen Goldgulden.

Alle dieser Länderkauf und -verkauf aber wird zu einer Lappalie, in dem Moment, wo die USA. als Käufer auf dem Ländermarkt aufzutreten beginnen. Einer der größten Länderkäufe aller Zeiten wird der von Alaska bleiben. Alaska gehörte bis zum Jahre 1867 zu Rußland und hieß Russisch-Amerika. Es war ein unwirtliches Gebiet, mit dem Rußland nichts anzufangen wußte. Im Vertrag von 1867 wurde also Alaska, ein Gebiet von eineinhalb Millionen Quadratmetern gegen den Betrag von 7 200 00 Dollar in Gold an Amerika verkauft. Die Russen hatten anfänglich viel mehr verlangt, aber die Amerikaner als gute Geschäftsleute stellten sich auf den Standpunkt, daß ihnen im Grunde an Alaska gar nichts läge und daß sie den Russen nur einen Gefallen erweisen wollten. Daß das Geschäft mehr als gut war, erhellt daraus, daß Alaska heute ein Drittel des amerikanischen Goldbedarfs deckt.

Unvergessen ist auch noch, wie König Leopold von Belgien eine der größten und reichsten Kolonien der Welt, den Kongostaat erwarb. Der ganze Kongostaat in seiner heutigen Ausdehnung wurde durch einen lächerlichen Tauschhandel mit den eingeborenen Häuptlingen erworben. Die Eingeborenen hatten eine krankhafte Schwäche für glanzvolle Uniformen und Livreen. König Leopold ließ eine ganze Schiffsladung mit alten Hoflivreen aus Brüssel kommen. Für eine einzige dieser alten unbrauchbaren Livreen wurden weite Tagereisen fruchtbaren Landes eingehandelt, ohne daß die Häuptlinge eigentlich wußten, worum es ging. Sie drückten ihre Daumen unter einen Kontrakt, den sie nicht lesen konnten und das Geschäft war besiegelt. Als der Bedarf an Livreen nicht mehr gedeckt werden konnte, schickte man alte, unbrauchbare Infanteriegewehre aus den napoleonischen Kriegen, deren Rost schwarz überstrichen wurde. Mit alten Livreen und unbrauchbaren Museumsgewehren wurde ein Gebiet eingehandelt, das halb so groß wie Europa ist.

Landesbibliothek Oldenburg

Drei alte Bekannte jubilieren

Der Hundertjährige Kalender.

Der Hundertjährige mit seinen Wettervorhersagen ist ein recht wunderlicher Kalender. Die Zahl derer, die immer noch eine abergläubische Verehrung vor dem Hundertjährigen Kalender haben, ist noch recht groß. Die wichtigsten Aufzeichnungen im Hauskalender sind die Angaben des Hundertjährigen. Dabei ist der Hundertjährige nicht einmal ein Hundertjähriger, seine Angaben wiederholen sich von sechs zu sechs Jahren.

Der sogenannte Hundertjährige Kalender ist nunmehr 275 Jahre alt. Man glaubte damals, daß außer der Sonne und dem Mond die fünf damals bekannten Planeten: Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur, auf das Wetter Einfluß hätten, und daß sie abwechselnd einer nach dem anderen je ein Jahr regierten und nach ihren besonderen Eigenschaften und Kräften das Wetter machen: regnen, schneien oder die Sonne scheinen lassen können. Der Abt des Klosters Langheim in Oberfranken, Dr. Mauriz Knauer, verfaßte um 1645 einen Kalender „Calendarium oeconomicum practicum perpetuum", zu deutsch: „Beständiger Hauskalender, aus dem jährlich die Witterung zu erkennen und nach der Gestalt der Wein- und Feldbau mit Nutzen anzuordnen." Knauers Absicht war nicht, das Wetter für künftige Jahre vorauszusagen, sondern vielmehr die Beobachtungen und Berichte über das Wetter des vorhergegangenen Jahres festzulegen. Im Jahre 1657 fand sich ein Herausgeber, der diese Wetterberichte statt eines „immerwährenden" als „Hundertjährigen" drucken und verbreiten ließ; nach ihm sollte das gleiche Wetter alle hundert Jahre wiederkehren. Die Menschen sind darauf hereingefallen, und der Hundertjährige Kalender fand eine solche Verbreitung, daß er in keinem Haushalt fehlen durfte und in keinem Kalendarium, das Anspruch auf Gültigkeit erheben wollte.

Die Geschichte der Briefpost.

Die Briefpost ist eine sehr alte Einrichtung. Man hat schon frühzeitig Briefe geschrieben und diese durch Boten befördern lassen. Aber die moderne Briefpost als allgemeine Verkehrseinrichtung trat doch erst verhältnismäßig sehr spät in Erscheinung.

Die erste Briefpost, bei der Postwertzeichen verwendet worden sind, wurde 1632 in Paris errichtet. Nach einer erhaltengebliebenen „Instruction", datiert vom 7. Juli 1632, verausgabte die Stadtverwaltung von Paris ein sogenanntes Billet de port payé als erstes bekanntes Postwertzeichen. Es war ein Papierstreifen, etwa unseren Streifbändern ähnlich, auf den folgendes gedruckt war: 1. ein besonderer Stempel der Kommune, 2. die Worte „port payé" (Porto bezahlt), 3. Le... jour de l'an 1632. Der Betrag für ein solches Billett war zwei Sol.

Im Jahre 1653 wurde die Verwaltung der Pariser Stadtpost gegen Entrichtung eines hohen Pachtschillings einem Herrn de Valayer übergeben, der die Briefpost erst richtig ausbaute. Er brachte an verschiedenen Stadtteilen Briefkästen an, denen man den Brief anvertraute. Ferner richtete er eine ganze Reihe von Verkaufsstellen ein, bei denen die Portobilletts zu haben waren. Valayer war offenbar ein besserer Geschäftsmann als die Pariser Stadtkommune, denn er setzte die Gebühr für die Beförderung eines Briefes auf einen Sou (etwa fünf Pfennig) herab. Damals waren also die Postwertzeichen bedeutend billiger als heute. Valayer rechnete dabei auf eine allgemeine Benutzung der städtischen Einrichtung und wollte die Benutzung jedermann ermöglichen. Daher das billige Porto. Auch an Reklame ließ er es nicht fehlen. Er stellte die Briefpost insbesondere denjenigen seiner Mitbürger zur Verfügung, die an das Zimmer gefesselt waren, so denjenigen, „die in Gefängnissen sitzen oder sich in Klöstern und Kollegien befinden", ferner „allen, die verhindert sind, selbst auszugehen wegen ihres Gesundheitszustandes oder wegen ihrer Gläubiger". Auch den Herren und Damen bei Hofe wurde nahegelegt, sich der Einrichtung in allen eiligen und diskreten Fällen zu bedienen.

So brachte Valayer fertig, was der Pariser Kommune nicht gelungen war: die Briefpost wurde sehr stark benutzt und war ein einträgliches Geschäft. Jeder wollte mit dieser Einrichtung seinen Freunden und Bekannten eine Ueberraschung bereiten, und der Unternehmer kam bei dem billigen Tarif sehr gut auf seine Rechnung.

Valayer selbst war nicht der Erfinder der Briefpost; er hatte lediglich die Verwaltung, die ihm später, als er mit seinem Pachtschilling im Rückstande blieb, wieder entzogen wurde. Nach dem Tode Ludwigs XIV., im Jahre 1715, ging die Pariser Stadtpost, nachdem sie über 83 Jahre existiert hatte, wieder ein. Erst mehr als 150 Jahre später wurde der erste Versuch erneuert, diesmal mit bleibendem Erfolg. Merkwürdigerweise nahm der frankierte Brief nicht seinen Ausgangspunkt von irgendeinem Mittelpunkt des Verkehrs, sondern von dem ziemlich abseits gelegenen Königreich Sardinien. Dort kamen im Jahre 1819 Briefmarken von ganz eigentümlicher Form in den Verkehr. Die „Generaldirektion der Königlichen Post" verkaufte Papierbogen mit eingedruckten Wertstempeln im Betrag von 15, 25 und 50 Centesime. In diese Bogen wurden die Briefe eingeschlagen. Sie waren damit frankiert und wurden befördert. Aus dem zunächst etwas umständlichen Verfahren entwickelte sich dann die Wert- und Briefmarke.

Das Porto war am Anfang der regelrechten Briefpost sehr hoch. Nach einer Aufstellung Seelmanns kostete im Jahre 1824 ein Brief von Aachen nach Memel 18 Silbergroschen, vor hundert Jahren ein Brief von Frankfurt am Main nach Danzig 1,50 Mark, von einem Ende Deutschlands bis zum anderen mehr als einen Gulden. Für die Beförderung eines Briefes von Amerika nach Wien mußten 20 Mark bezahlt werden. Ein Gelehrter, der sich damals ein Pflanzenblatt von Brasilien nach Wien schicken ließ, mußte als Porto sogar 20 Taler erlegen.

Die natürliche Folge war, daß nur wenige Briefe gewechselt wurden, und daß man das Porto auf jede nur erdenkliche Art zu hinterziehen versuchte. Ein vollkommener Umschwung trat dann ein, als England sich im Jahre 1840 entschloß, das Penny- oder Groschenporto einzuführen. Kurz darauf wurde auch die Briefmarke in ihrer heutigen Form eingeführt. In Preußen wurde das Porto erst 1849 ermäßigt, und damit begann erst der eigentliche Briefverkehr in diesem Umfange, wie wir ihn heute kennen.

350 Jahre Zigarre.

Noch im Jahre 1809 schrieb das bekannte Brockhaussche Lexikon: „Einer besonderen Art des Tabakrauchens muß hier noch Erwähnung getan werden, nämlich der Cigarros: es sind dies Blätter, welche man zu fingerdicken hohlen Zylindern zusammenrollt und dann an dem einen Ende anzündet, die mit dem andern in den Mund genommen und so geraucht werden. Diese Art, deren man sich statt der Pfeifen im Spanischen Amerika bedient, fängt an, auch in unseren Gegenden sehr gemein zu werden; ob dadurch den Rauchern der Geschmack veredelt oder verbessert werde, ist wohl nicht gut zu bestimmen, eben weil es — Sache des Geschmackes ist."

Der Geschichtschreiber der Technik, F. M. Feldhaus, führt die Geschichte der Zigarre in Europa bis ins Jahr 1734 zurück. 152 Jahre weiter zurück führt die wohl früheste Erwähnung der Zigarre in Mitteleuropa, Deutschland und seinen Nachbarländern. Sie steht in einem Büchlein, das den Arzt Anton Schneeberger, Leibarzt des Polenkönigs Sigismund August, in Kralau zum Verfasser hat, und ist gerade 350 Jahre alt. Schneeberger berichtet über berauschende Gerüche, Räucherwerk und im Zusammenhang damit auch über die Zigarre: „Heutzutage sieht man beinahe alle Seeleute, die aus Indien oder Portugal zurückkehren, kleine Trichter, aus Palmblättern oder Stroh verfertigt, im Munde führen, an deren äußerster Seite zusammengerollte, zerschnittene und getrocknete Tabakblätter hineingesteckt sind. Diese zünden sie mit Feuer an und saugen mit offenstehendem Munde, so viel sie können, durch Einatmen den Rauch ein. Dabei behaupten sie, daß dies Hunger und Durst beschwichtige, die Kräfte wieder herstelle und den Geist erheitere. Sie versichern öfters, daß es das Gehirn mit angenehmer Trunkenheit zur Ruhe bringe. Durch gewisse, äußerst wohlriechende Dämpfe erfüllt dieser Rauch die Gehirngänge. Dieser Rauch macht nicht trunken, noch verwirrt er durch Frösteln."

Annemarie Froschau.

Landesbibliothek Oldenburg

mando der 2. Torpedobootsflottille ist heute vormittag aus der Ostsee zurückkehrend hier wieder eingetroffen. — Das Fischereischutzboot „Weser" ist gestern in Jevereß (Schottland) zu kurzem Aufenthalt eingetroffen.

Patentschau.

Hans Harting, Rethausen bei Cloppenburg: Schutzkappe für Möbelfüße. Gebrauchsmuster. — Fa. A. Heinen, Varel: Anlage zum Mischen von körnigen und faserigen Stoffen. Angemeldetes Patent. — Adolf Fekken, Oldenburg: Abdichtungs- oder Bedachungsplatte für Einsäuerungsanlagen. Gebrauchsmuster. — Karl Gleich, Rüstringen: Kreidehalter. Gebrauchsmuster. — Wilhelm Völkers, Westrhauderfehn (Kr. Leer): Rechenbaukasten. Erteiltes Patent. Heseper Torfwerk GmbH., Meppen: Verlademaschine. Erteiltes Patent. — Die Patentschau wurde zusammengestellt vom Patentbüro Johannes Koch in Berlin NO. 18, Große Frankfurter Straße 59. Auskünfte dort bereitwilligst.

Wetternachrichten aus See.

Außenjade: Wind NNO 2, bewölkt, zeitweise Regen, Dünung, Temperatur 17 Grad; Minsenersand: Wind O 1, bedeckt, See ruhig, Dünung, Temperatur 18 Grad; Wangerooge: Wind N 0—1, See 1, bedeckt, Temperatur 18,5 Grad; Voslapp: Wind ONO 1, bedeckt, Hochwasser gewöhnlich, Temperatur 19 Grad; Arngast: Wind O 0—1, bewölkt, Kimm dunstig, Hochwasser 4,30 Meter, Temperatur 19 Grad.

Vom Hafen.

Eingelaufen sind gestern nachmittag die Motorschiffe „Hoffnung" und „Maria" von Hamburg mit Stückgut. Seezeichenfahrzeug „Schillig" ist aus See zurückgekehrt.

Wettervorhersage und Hochwasser.

Wetter für den morgigen Sonntag: Bewölkt, veränderlich, kühl. — Hochwasser ist morgen um 0.10 Uhr und um 12.35 Uhr, am Montag um 1.10 Uhr und um 13.25 Uhr.

Jadestädtische Veranstaltungen.

Eiserne Front. Morgen große Demonstration. Abmarsch 11.30 Uhr Peterstraße. Kundgebung auf dem Bismarckplatz.

Stenographentagung. Heute ab 8.30 Uhr Begrüßungsabend, morgen mittag 12 Uhr öffentliche Versammlung, morgen Festabend mit Preisverteilung im „Parkhaus".

Nach Helgoland und Bremerhaven. Morgen mit den Lloyddampfern „Glückauf" und „Vorwärts". Abfahrt in beiden Fällen um 10 Uhr.

Fußballfest. Sonntag, abends 8 Uhr, im „Tonndeicher Hof", großer Festball zum 20jährigen Bestehen der Fußball-Abteilung Heppens.

Nach Helgoland. Morgen, Sonntag, fährt nach Helgoland über Wangerooge der Dampfer „Stadt Rüstringen".

Krammarkt. Ab morgen nachmittag ist in Rüstringen auf dem Schützenplatz Krammarkt. Schau- und Verkaufsbuden, dazu sonstige Vergnügungsstätten sind zahlreich vertreten.

Epege. Werktäglich singt im Erfrischungsraum der Hamburger Tenor Karl Gehrhus.

Der Erbe des Schuhkönigs.

Der 19jährige Thomas Bata junior, der Sohn des tödlich abgestürzten tschechischen Großindustriellen und alleinige Erbe des riesigen Vermögens. Bewährte Berater seines Vaters werden zunächst die Leitung des Bata-Konzerns übernehmen.

Jadestädtische Filmschau.

ls. Kammer-Lichtspiele. Von Felix Bressart erzählte man sich, daß er es abgelehnt habe, Militärlustspiele zu spielen, bei denen er eine Art Kaczmarek sein sollte. Diese Rollen behagten ihm nicht mehr. In dem Film „Trara um Liebe" ist er aber doch wieder Soldat. Allerdings hat er schon einen etwas höheren Rang, nämlich den eines österreichischen Majors. Als solcher soll er nun eine Ehe der Nichte eines Erzherzogs mit einem Rittmeister flicken. Felix stürzt sich mit heroischem Mut und einer Batterie Weinflaschen in diesen Kampf und er wird nach vollbrachter Heldentat sogar auf dem Schlachtfeld der Liebe dekoriert. Das Publikum amüsierte sich köstlich. Zwei Micky-Maus-Filme und ein Kulturfilm aus dem Allgäu konnten gleichfalls Interesse finden.

Capitol-Lichtspiele. Glück und Leid eines jungen Mädchens: „Drei Tage Liebe". Sie ist nicht schön, die Lena. Trotzdem macht sie einen starken Eindruck auf Franz, den Rollkutscher. Am gleichen Abend schon besucht sie mit ihm einen Ball und — zieht bereits anderen Tages zu ihm. Alles wäre vielleicht gut geworden, wenn nicht die frühere Freundin des Franz verärgert der Lena einen Floh ins Ohr gesetzt hätte, daß der Franz schöne Kleider liebt und so. Was jetzt folgt, ist Tragik. Lena steht — aber als sie in ihren neuen Kleidern vor Franz steht, beichtet — da ist's aus. Nach der einfachen schlichten Lena stand sein Sinn. Und das Ende: Verstoßen, obdachlos irrt Lena durch die Straßen. Zwei Philanthropen geben ihr das Geld, das sie braucht, um den gestohlenen und versetzten Ring wieder einzulösen. Am morgen, vor dem Pfandhaus, bringt ein patrouillierender Schutzmann Lena zum Erschrecken. Angstgepeitscht stürzt sie in ein Haus, die Treppen hinauf. Der Schutzmann folgt. Lena sucht den Ausweg durch ein Fenster. — Der Pfandschein und die Geldscheine werden vom Wasser in ein Kellerloch gespült. So enden die drei Tage Liebe. Die Handlung, eine Alltagsgeschichte, die so oder so immer mal wieder vorkommt, ist von Beginn an dramatisch aufgebaut. Käthe Dorsch und Hans Albers formen zwei Menschen, die in allem lebensecht sind. — Im Beiprogramm läuft ein Kulturfilm, der die Donau verfolgt, solange sie in deutschen Landen fließt. Die Tonwoche bringt interessante Begebenheiten.

htm. **Deutsche Lichtspiele.** Ferienzeit — eine herrliche Zeit, wenn man sich auf schönen Reisen erholen und gleichzeitig sein Wissen bereichern kann. Der mit Glücksgütern weniger Gesegnete kann im Geiste eine Reise des Lloyddampfers mitmachen und in dem neuen Programm der Lichtspiele ferne Länder und Inseln, wie Portugal, Madeira, Canarische Inseln, Gibraltar, Genua, Neapel, Messina und Venedig schauen. Durch herrliche Naturaufnahmen lernt der Besucher die Eigenarten und Schönheiten fremder Länder und Völker kennen. Ein Sittenfilm aus der Berliner Unterwelt „Berlin — Alexanderplatz" mit Heinrich George in der Hauptrolle zeigt, wie jene Klubs ihre Mitglieder anlernen und auszunützen verstehen und wie ein einmal Gefallener schlecht wieder auf den Weg der Anständigkeit zurück kann. Neben einem Micky-Maus-Film zeigt die Wochenschau das Neueste auf dem Gebiete des Sports, der Politik und der Technik. Die Deutschen Lichtspiele bieten ein sehenswertes Wochenprogramm.

Aus Oldenburg und Umgegend.

Der Tod auf der Straße. Vom Herzschlag betroffen wurde gestern mittag der Eisenbahner Stoffers, wohnhaft 3. Feldstraße in Bürgerfelde. Er wurde zunächst in das Geschäftshaus Lange Str. 15 gebracht, wo Dr. Eilers nur noch den Tod feststellen konnte. Die Leiche wurde zur Leichenhalle des Peter-Friedrich-Ludwig-Hospitals gebracht.

Verbilligte Sonderfahrt. Am Sonntag, dem 24. Juli, veranstaltet die Reichsbahn wieder eine verbilligte Sonderfahrt über Wilhelmshaven nach Wangerooge. Der Fahrpreis ist äußerst niedrig bemessen und bietet jedem Teilnehmer eine genußreiche Fahrt.

Achtet auf die Kinder! In der Haarenesch-straße hatten sich vor einiger Tagen spielende Kinder an den Straßenrand gesetzt. Als ein etwa fünf Jahre altes Mädchen den Rumpf nach vorn beugte und dabei mit ihren ausgestreckten Armen die Fahrstraße berührte, kam in diesem Augenblick ein Radfahrer des Weges und fuhr der Kleinen über beide Hände. Sie wurde mit furchtbarem Geschrei in die elterliche Wohnung gebracht. Anscheinend hat sie ernste Verletzungen erlitten.

Distrikt Nord. Montag, den 18. Juli, abends 7 Uhr, bei Schünzel („Wiefelsteder Hof") wichtige Funktionärsitzung.

Zdkl.-Jugend. Wir beteiligen uns morgen an dem Demonstrationsumzug. Treffen um 2.45 Uhr auf dem Paradewall. — Dienstag abend gehen wir zum Baden. Treffen pünktlich 8.15 Uhr am Heim. — Die Anmeldungen zum Bezirksjugendtag in Rüstringen-Wilhelmshaven müssen umgehend in der Geschäftsstelle erfolgen.

Wem gehören die Fahrräder? Gefunden wurden am 10. Juli an der Augustsstraße ein Herrenfahrrad, Marke „Wittekind" und am 12. Juli in der Nelkenstraße ein Herrenfahrrad ohne Marke. Die unbekannten Eigentümer werden ersucht, sich auf dem Fundbüro, Schloßplatz 7, zu melden.

Fahrlässige Brandstiftung. Wie jetzt bekannt wird, ist der Brand des Dachstuhls im Schuhhaus Behr durch fahrlässiges Verhalten eines jungen Dienstmädchens entstanden. Das Mädchen hatte nach dem Auskochen der Wäsche in der Waschküche, die sich auf dem Boden befindet, Aschenreste in einem Pappkarton stehen lassen, wodurch der Brand verursacht worden ist. Die Folge dieses Brandes wird eine Anklage wegen Brandstiftung gegen das junge Mädchen sein.

Belassung der bisherigen Wohlfahrtssätze in der Stadt Oldenburg. Der städtische Wohlfahrtsausschuß befaßte sich mit dem Etat des Wohlfahrtsamtes, der durch die ungünstige wirtschaftliche Lage eines großen Teils der Einwohnerschaft ständig höher beansprucht wird. In dem Entwurf des Voranschlages sollen aber dieselben Unterstützungssätze für Wohlfahrtsunterstützungsempfänger und Hilfsbedürftige eingesetzt werden, wie sie bisher bezahlt wurden.

Kommender Arbeitersport. Am kommenden Sonntag fahren zwei Mannschaften, davon eine Fußball- und eine Handballmannschaft des Freien Turn- und Sportvereins Oldenburg mit einem Omnibus nach Varel, um dort am Vormittag Freundschaftsspiele auszutragen. Wenn die Handballer auch wohl mit einem Siege rechnen können, so ist der Sieg im Fußballspiel noch sehr ungewiß, zumal die Braker in ihrer Klasse auf ansehnlicher Höhe stehen. Der Heimweg muß schon gegen Mittag aus dem Grunde angetreten werden, da am Nachmittag alle Spieler am Gewerkschaftsumzug teilnehmen wollen.

Allgemeiner freier Angestelltenbund (AfA-Bund). Alle Mitglieder der angeschlossenen Organisationen beteiligen sich an dem morgigen Demonstrationsumzug zum „Fest der Arbeit". Die AfA-Mitglieder treffen sich 2.45 Uhr auf dem Paradewall an der durch ein Schild kenntlich gemachten Stelle. Der Vorstand erwartet starke Beteiligung an dem Umzug sowie an der Festveranstaltung im „Ziegelhof".

Bezirkskambourkorps, Gruppe Oldenburg. Am Sonntag tritt das Korps um 2.15 Uhr bei der Wirtschaft Schünzel, Alexanderstraße zwecks Abholung der Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter an. Anzug: Bundesanzug.

Ofenerdiek. Arbeiterturnverein. Der Arbeiterturnverein Ofenerdiek feiert am 24. Juli sein 7. Stiftungsfest. Der Verein hat jedes schwere Jahre hinter sich, aber immer noch ist ein Aufstieg, durch das hohe Arbeiten der Mitglieder zu verzeichnen. Das siebte Stiftungsfest soll das Symbol zum weiteren Aufbau sein, darum bittet der Verein alle Gleichgesinnten, zu diesem Fest zu erscheinen. Da das sportliche Programm noch nicht ganz feststeht, weil einige Spielabmachungen noch nicht klar sind, wird es in den nächsten Tagen noch bekanntgegeben werden. Zum Festball ist die Kapelle Asmont verpflichtet; diese wird sicher für Humor und Stimmung sorgen.

Ohmstede. Fest der Arbeit. Die Kampfleitung der Eisernen Front erwartet vollzähliges Erscheinen seiner Mitglieder zum Aufmarsch am Sonntag anläßlich des Festes der Arbeit. Antreten pünktlich 3 Uhr auf dem Paradewall. Keiner darf fehlen! Die Demonstration muß eine machtvolle werden!

Ohmstede. Frauentreffen in Brake. Die Genossinnen von hier fahren per Auto am Sonntag, dem 24. Juli, zum Frauentreffen in Brake. Alles Nähere wird noch bekanntgegeben. Genossen können sich selbstverständlich beteiligen. Der Fahrpreis wird nicht mehr wie 75 Pf. pro Person betragen. Anmeldungen nehmen noch bis Dienstag die Vorstandsmitglieder der Arbeiterwohlfahrt entgegen.

Oldenburger Versammlungskalender.

Kinderfreunde. Sonntag: Alle Falken nehmen am Demonstrationszug teil. Stellen 3 Uhr Paradewall oder 2.15 Uhr Ecke Weskampfstraße und Alexanderstraße. — Montag: Vormittags 11 Uhr Zeltfahrer vor dem Bahnhof sammeln. — Donnerstag: Beide Jungfalken-Gruppen in ihren Heimen Spiele.

SAJ. Sonntag 3 Uhr Paradewall, abends 8 Uhr Heim. Donnerstag 8 Uhr Heim. Tagespolitische Fragen.

Jever.

Brotsegen up Landstraat. Een jeverschen Stutenbacker hett sien Lieferauto mit Brot vullpackt in de Absicht, siene Kunden up'n Land dormit to bielefern. Man har aber vergeten, de Dör'n god dichttomaken un bie dat Dorhensusen rüttelten de Dör'ns wer open. Dat Brot kunn diessen freen Transport nich verträgen un hopste een Stück na'n annern up de Straat. Da bi Schaar hett man dissen Segen einheimst. Je lichter dat Auto wur, desto fixer suste dat bielangs. As de Stutenbacker hier de „frohe" Botschaft to hören freg, weer ehm dat nich tom Lachen.

Varel.

Die Frau greift in den Wahlkampf ein. Die Gegner der Eisernen Front in Varel haben gestern wieder lange Gesichter bekommen, denn trotz des mieslichen Wetters gingen die werktätigen Frauen auf die Straße, um in einem Demonstrationsumzug die drei Pfeile, das Symbol der erwachenden Unterdrückten, zu zeigen. Mit diesem Frauentreffen, welches gestern hier in Varel stattfand, ist der Reichstagswahlkampf eröffnet. Der Auftakt war gut, um den Ausgang der Wahl braucht uns nicht bange zu sein. Der Umzug der Frauen, vom Neumarkt ausgehend, bewegte sich durch die Straßen der Stadt dem Walde zu, um durch den Wald zur „Deutschen Eiche" zu führen. Dortselbst war eine Frauen-Feierstunde angesetzt. Der große Saal der „Deutschen Eiche" war nach Eintreffen des Zuges bis auf den letzten Platz besetzt. Nach einem stammenden Prolog, „Eiserne Front marschiert", welcher von einem Rüstringer Genossen gesprochen wurde, begrüßte Genosse Namme die Erschienenen, besonders die vielen auswärtigen Frauen und Männer. Rezitationen ernster und heiterer Natur und Aufführungen der Arbeiterjugend sowie Konzertstücke vom Rüstringer Zitherklub schafften schnell den nötigen Kontakt. Reichstagskandidat O. Hünlich sprach sodann zu den Versammelten über die innen- und außenpolitische Lage des Deutschen Volkes einige ernste Worte. Wenn man sich ernstlich die Geschehnisse der letzten Zeit vor Augen hält, so muß man feststellen, daß, je mehr die Stimmen der Nazis gestiegen sind, je mehr auch die Verschlechterung der Arbeiterklasse und damit der gesamten Bevölkerung gewachsen ist.

Je schwächer der Einfluß der SPD. wurde, je schlechter ist auch die Lage der Bevölkerung geworden. Die Lausanner Konferenz ist beendet. Die Papenregierung hat dort weiter nichts machen können als das fortzusetzen, was in den letzten zwölf Jahren von allen anderen Regierungen gemacht worden ist, nämlich Verständigungspolitik zu treiben. Genosse Hünlich ging sodann auf die Arbeitslosenfrage ein. Arbeit ohne Lohn, also Zwangsarbeit, will die Regierung der ostelbischen Großgrundbesitzer einführen. Auch die Nazis predigen die Arbeitsdienstpflicht als die Rettung Deutschlands. Die Arbeiterklasse hat am 31. Juli dafür zu sorgen, daß die Machenschaften der Nazis und ihrer Regierung nicht eintreten. Das deutsche Volk muß dafür sorgen, daß es nicht die Freiheit verliert. Nach einer kurzen Pause, die vom Zitherklub ausgefüllt wurde, sprach die Genossin Frerichs zu den Frauen. In packenden Worten machte sie den Frauen klar, warum auch die Frau in den Wahlkampf eingreifen muß. Gerade die Hausfrauen sind es, die jene neue Notverordnung zu spüren bekommen. Noch viel zu wenig ist sich die Hausfrau ihrer Macht bewußt. Als Finanzminister der Familie muß sie darauf achten, daß die verdienten Groschen der Männer nicht zu Geschäftsleuten wandern, die die Arbeiterschaft bekämpfen. Tausendfältig ist dieses weitergegeben, Nachbarn, Verwandte und Bekannte sind aufzuklären. Die bürgerlichen Zeitungen, die immer noch in den Haushalten der Arbeiter zu finden sind, müssen verschwinden. Den herrlichen großen Gedanken des Sozialismus führte die Genossin Frerichs den Frauen vor Augen. Zum Schluß verlas sie eine eingebrachte Resolution an die Bezirkskampfleitung der Eisernen Front, die verlangte, daß die Frauen bei jeder Demonstration derselben dabei sein wollen. Mit einem Hoch auf die internationale Sozialdemokratie und dem Liede „Brüder zur Sonne, zur Freiheit" wurde die Frauen-Feierstunde geschlossen. — Mit einem erhebenden Gefühl im Herzen und der unerschütterlichen Gewißheit, daß unser die Zukunft ist, wurde der gemeinsame Heimweg angetreten.

Die sozialistischen Frauen im Wahlkampf.

Frauen heraus zur großen Frauendemonstration!

Mittwoch, den 20. Juli,

in Jever.

Parole: **Gegen Faschismus — Für Freiheit! Gegen Kapitalismus! — Für Arbeit und Brot!**

Es versammeln sich alle Frauen und Mädchen der werktätigen Bevölkerung von Jever und Umgegend um 7.30 Uhr auf dem Bahnhofsplatz in Jever.

Gemeinsamer Abmarsch zum „Grünen Jäger".

Dortselbst: **Frauenfeierstunde um 8 Uhr.** Ansprache: Frau Elisabeth Frerichs, Rüstringen. Ferner: Musikvorträge — ernste und heitere Rezitationen.

Zahlreiche Beteiligung erbeten, auch die Männer sind willkommen.

Freiheit!

Kampfleitung der „Eisernen Front".

Bekanntmachung des Magistrats und des Wasserwerks. Die Stadtkämmerei macht bekannt, daß sämtliche Rückstände an Begräbnissteuern für 1932/33, 1. Rate Hundesteuer für 1. April bis 30. September 1932 und Schulgeld für 1. Mai bis 31. Juli 1932 bis spätestens 25. d. M. zu entrichten sind, andernfalls Verzugszuschläge berechnet werden. — Von Montag, den 18., bis Donnerstag, den 21. Juli, wird das Wasserrohrnetz gespült. Bei vorkommenden Trübungen empfiehlt es sich, etwas Wasser laufen zu lassen.

Fußballspiel gegen Köln. Die Fußballabteilung bittet nochmals, darauf zu achten, daß das Spiel gegen Köln am morgigen Sonntag nicht, wie auf den Vorverkaufskarten angegeben, um 3 Uhr, sondern bereits vormittags um 11 Uhr stattfindet. Die Verlegung der Spielzeit ist wegen anderweitiger Benutzung des Sportplatzes notwendig geworden. Trotzdem hofft die Abteilung auf einen guten Besuch.

Aus dem Oldenburger Lande.

Der Mittelstand wünscht auch Erlaß der Hauszinssteuer.

Die Arbeitsgemeinschaft des oldenburgischen Mittelstandes, Haus- und Grundbesitzerverein, Niedersächsischer Handwerkerbund, Einzelhändlerverband und Gastwirtevereinigung, haben eine Eingabe an den Oldenburger Stadtrat gerichtet, in der sie unter Hinweis auf den Erlaß der staatlichen Hauszinssteuer im Falle des Nachweises der Durchführung von Reparaturen um eine entsprechende Maßnahme für den städtischen Hauszinssteueranteil bitten, möglichst aber nicht nur für eine Vierteljahrsrate, sondern für die Jahressteuer.

55 000 RM. Verluste bei drei Konkursen.

In der neuesten Nummer der „Oldenburgischen Anzeigen" werden drei Verteilungen in Konkursen veröffentlicht, aus denen sich ein Gesamtverlust der Gläubiger in Höhe von rund 55 000 RM. ergibt. Bei dem Konkurs des Landwirts Johann Wilken (Jaderaußendeich) sind rund 1650 RM. verfügbar, während 27 570 Reichsmark Forderungen gegenüberstehen. Bei dem Konkurs des Bauunternehmers Witte in Berne beträgt die Masse rund 3000 RM., die bevorrechtigten Forderungen hingegen 1600 RM., und die nichtbevorrechtigten 23 300 RM. Bei dem Konkurs über das Vermögen der Witwe B. Witte geb. Oetken sind nur 100 RM. verfügbar. Dagegen betragen die Forderungen über 7500 Reichsmark.

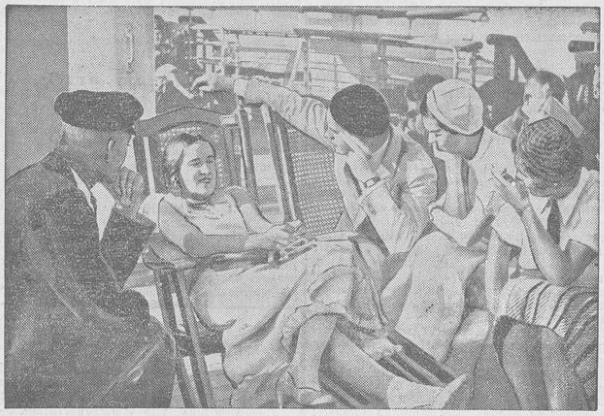
Gesetzblatt für den Freistaat Oldenburg.

Die neue Ausgabe dieses Blattes weist folgenden Inhalt auf: Bekanntmachung des Staatsministeriums betreffend Neubildung des Staatsgerichtshofes. Verordnung des Staatsministeriums für den Freistaat Oldenburg betreffend die Besoldung der Volksschullehrer und sonstigen Gemeindelehrer.

Landesbibliothek Oldenburg

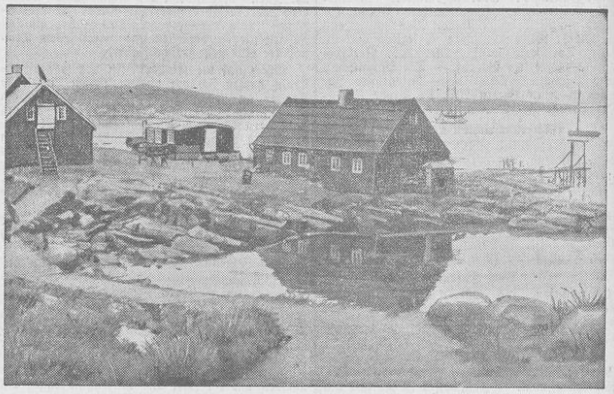
Bilder vom Tage

Auf der Fahrt nach Los Angeles.



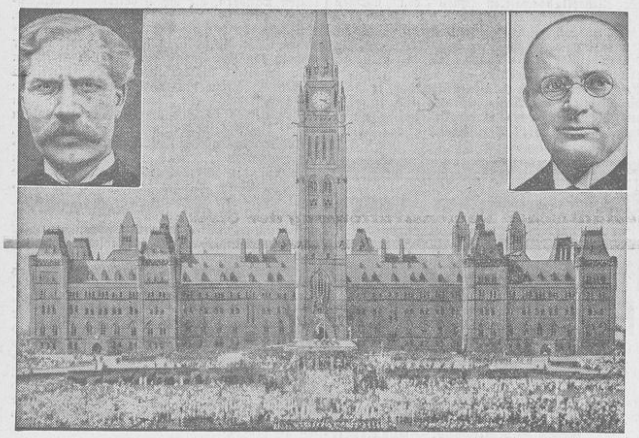
Helene Mayer, die deutsche Florett-Weltmeisterin, sonnt sich, umringt von ihren Bewunderern an Deck des deutschen Olympia-Schiffes „Europa".

Norwegen ergreift Besitz von Südost-Grönland.



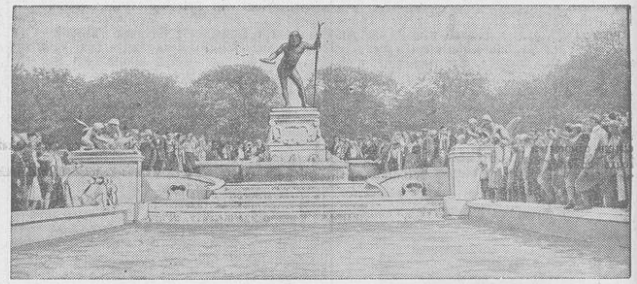
Ein Bild von der grönländischen Ostküste. Siedlung von Pelztierjägern, die zusammen mit den Walfischfängern heute wohl die einzigen Bewohner des Südostens von Grönland sind, nachdem die zuvor dort ansässigen Eskimos dieses Gebiet schon seit langem verlassen haben. — Die norwegische Regierung hat beschlossen, ein größeres Gebiet auf der Insel Grönland offiziell in Besitz zu nehmen, nachdem die dänische Regierung entgegen den bestehenden Verträgen eine dorthin entsandte Forschungsexpedition mit Polizeigewalt versah. Es wird erhofft, daß schwerwiegendere Verwicklungen zwischen den beiden skandinavischen Nationen vermieden werden.

Die englische Reichs-Konferenz vor dem Beginn.



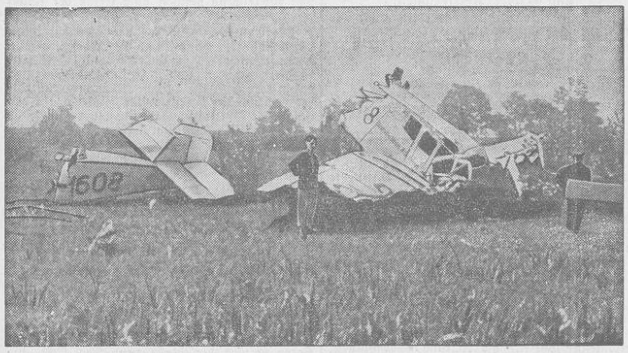
Blick auf das Parlament von Ottawa, der Regierungs-Hauptstadt von Canada, wo am Sonnabend die britische Reichskonferenz eröffnet wird. Oben links: Macdonald, Englands Ministerpräsident, der die Konferenz leiten wird. Oben rechts: Bennett, als canadischer Ministerpräsident der Gastgeber der Konferenz. — Die Konferenz wird sämtliche führenden Politiker des Mutterlandes England sowie der britischen Dominions vereinigen und dient dem Zweck, das Band zwischen den einzelnen Teilen des großen britischen Reiches zu verstärken.

Der Straßburger „Vater-Rhein-Brunnen" nach München zurückgekehrt.



Der „Vater-Rhein-Brunnen" nach seiner Wiederaufstellung gegenüber dem Deutschen Museum in München. — Der Brunnen, ein Werk des verstorbenen Münchener Bildhauers Adolf von Hildebrand, war früher in Straßburg aufgestellt, wo er aus politischen Gründen abgebrochen werden mußte. Er wurde jetzt der Stadt München übergeben, wo er einst entstanden war, und dort neu enthüllt als ein Zeichen der Verbundenheit der Isarstadt mit dem großen deutschen Schicksalsstrom, dem Rhein.

So fand Schuhkönig Bata den Tod



Die Trümmer des Flugzeuges, mit dem der tschechische Großindustrielle Bata über seinem eigenen Flugplatz Otrokowitz bei Zlin tödlich abstürzte. Bei dem Absturz, der im Nebel über dem Flugplatz erfolgte, fand der Schuhkönig ein tragisches Ende.

Riesenfeuer am größten Badestrand der Welt.

Blick auf den Strand von Coney Island bei Neuyork, wo Sonntags häufig bis zu 800 000 Badegäste gezählt werden, der benachbarte riesige Lunapark kann weitere 500 000 Menschen fassen. Auf dem Gelände brach eine ungeheuere Feuersbrunst aus, der das Strandbad und vier Häuserblocks zum Opfer fielen. 1700 Feuerwehrleute waren an dem Löschwerk beteiligt, 500 Personen erlitten Brandwunden oder Rauchvergiftungen.

Drucksachen liefert Paul Hug & Co.

Landesbibliothek Oldenburg

Für den Sonntag

UNTERHALTUNG • BELEHRUNG • WISSEN

BEILAGE DES „VOLKSBLATTES“ — AM 16. JULI 1932

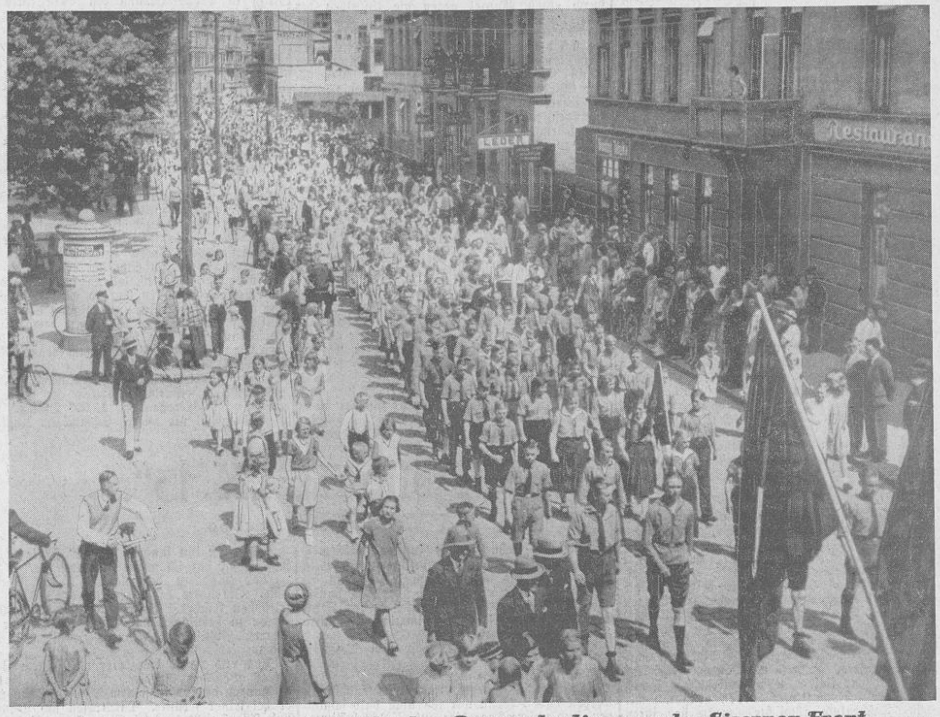
Der kleine Werner.

Es gab manche Dinge in Werners jungem Leben, die ihm viel bedeuteten. Das waren keine großen, kostspieligen Dinge etwa, nein. Seine Mutter war ja eine arme Näherin, der es Mühe genug machte, das Nötigste zu verdienen. Aber schön waren diese kleinen Spiele und Ereignisse in Werners Dasein doch, die alle das Besondere hatten, daß er sie sich zusammen mit seiner Mutter selber ausgedacht hatte. War es etwa nichts, am frühen Abend in der dunklen Ecke der Stube zu sitzen und auf die Sonne zu warten? Ja, ja, am Abend! Denn das Fenster ging nach Norden hinaus und zudem auf einen dunklen Hof, und die Sonne schien am Tage nur in die hellen Fenster des Vorderhauses. Aber am Abend kam sie doch auf einen Augenblick auch hierher. Werner kannte die Zeit. Er setzte sich dann in die Ecke und wartete stumm und gespannt auf den Augenblick, in dem plötzlich auf der Diele eine kleine Stelle ganz golden wurde. Dann sprang er hin und rief: „Sie ist da!“ Und jedesmal drehte ihm dann die Mutter von der Maschine her den Kopf zu und sagte: „Halt sie fest, Werner!“ Und jedesmal preßte Werner seine Händchen auf den hellen Fleck, und mit vor Anstrengung rotem Kopfe rief er: „Ich halte!“ Aber sie entglitt ihm doch. Dann stand er am Fenster und sah noch ein Weilchen nach dem kleinen Stück blauen Himmels über dem grauen Hofe.

Wie gern stand er auch hinter seiner Mutter auf dem Stuhle, wenn sie nähte. Er konnte lange so stehen und an ihrem Kopf vorbei auf die flinken Hände schauen. Selten sprach dann eins von ihnen ein Wort, aber sie fühlten sich beim Rattern der Maschine wie zwei Kameraden, die still und fröhlich miteinander eine Arbeit tun. Wenn dann manchmal plötzlich die geschäftigen Hände der Mutter einen Augenblick die Arbeit losließen und die Augen der Mutter so sonderbar irgendwohin in die Stube schauten, wo es gar nichts zu sehen gab, mit einem abwesenden und sorgenvollen Blicke, dann legte Werner seine Aermchen um ihren Hals und sah trotzig in die gleiche Richtung, als wollte er ihr helfen, dem Dunklen standzuhalten, das die Mutter zu bedrücken schien. Dann ratterte die Maschine wieder und Werner ließ seine Aermchen ruhig um Mutters Hals; es störte sie gar nicht.

Aber am schönsten war es doch, wenn er mit ihr einholen ging. Sie hatten sich da ein aufregendes, herrliches Spiel erfunden, das sie „Verlieren“ nannten. Es war dabei so, daß Werner plötzlich verschwunden sein mußte, einfach unauffindbar verschwunden. Die Mutter mußte dann auf dem Bürgersteig hingehen und vor sich hinsagen: „Wo mag denn nur der Werner stecken? Ich werde ihn doch nicht etwa verloren haben? Ist er etwa davongelaufen und will gar nicht wiederkommen?“ Dann rannte aber Werner plötzlich aus seinem Versteck hervor, aus dem er sie beobachtet hatte, und in dem sie ihn wohl hatte stehen sehen, und sie feierten Wiedersehen, als wäre er lange in der Fremde gewesen.

Eines Tages schickte ihn die Mutter hinunter zum Kaufmann. Kleinigkeiten konnte er schon ganz selbstständig einkaufen, und es machte ihm Spaß, in den kleinen dunklen Laden zu gehen, in dem die hohen bunten Gläser standen mit Bonbons und große Körbe mit Obst und die Luft geschwängert war mit fremden, würzigen Gerüchen.



Jugendgruppen im jadestädtischen Demonstrationszug der Eisernen Front.

Als Werner seine Sachen vom Ladentisch heruntergeangelt und in dem großen Korbe verstaut hatte, fragte ihn der Kaufmann nach dem Gelde. „Ach so“, sagte Werner, „ja, also die Mutter hat gesagt, sie kommt morgen und bezahlt es selber.“ — „So“, rief der Kaufmann ganz laut, „soso, sage mal der Mutter, sie soll erst mal das Alte bezahlen! Immer drauflos-kaufen und sich keine Gedanken ums Bezahlen machen, wie? Möcht euch so passen!“ Er riß den Korb über den Tisch, schüttete die Sachen heraus und schimpfte weiter. Werner ging langsam und wie benommen zur Tür hinaus. „Mach die Tür zu, Lausejunge!“ rief ihm der Kaufmann nach. „Nanu“, machte eine von den Frauen, die noch im Laden standen, und schloß die Tür.

Werner ging langsam nach Hause. Vor dem Tore zögerte er einen Augenblick, ging dann am Hause vorbei mit gesenktem Kopfe, als müßte er sich erst noch etwas überlegen, ehe er hinaufgehen konnte. Aber es schien ihm nicht einzufallen, was er suchte. Er ging immer weiter im gleichen, zögernden Schritt, immer weiter über den großen Platz am Ende der Straße, vorbei an den Kindern, die dort lärmend spielten, bog traumverloren hinein in die belebtere Straße, die sich dort anschloß, und sah kaum auf, wenn ihn eilige Passanten anstießen und die Chauffeure hinter ihm her fluchten, weil er nicht achtgab.

Die Mutter war bald unruhig geworden. Es war ja nur ein paar Schritte weit bis zum Kaufmann, und Werner war sonst immer nach wenigen Augenblicken wieder oben gewesen. Schließlich ging sie hinunter. Der Kaufmann glaubte, sie käme wegen des Geldes. „Sehen Sie, Frau Bauer, das geht doch nicht . . .“, begann er. Da wußte sie, was es gegeben hatte. Und nun bekam sie erst wirklich Angst. Sie lief zurück auf die Straße, hinauf bis an den Platz und fragte dort die Leute, die auf den Bänken saßen, ob sie nicht einen Jungen mit einem Einkaufskorb gesehen hätten. Aber niemand hatte ihn gesehen. Ein Schutzmann riet ihr, den Verlust des Kindes auf der Wache zu melden. Doch tat sie es nicht, aus Furcht, damit das Unglück erst zu besiegeln. Sie rannte nach Hause, ob er etwa in der Zwischenzeit zurückgekommen wäre, fragte in allen Stockwerken nach ihm und suchte ihn dann wieder auf den Straßen und Spielplätzen.

Es war Abend, die Laternen brannten schon, als sie endlich müde und abgespannt zurückkehrte. Als sie in die Küche trat, sah sie an seinem Stühlchen seine Sachen hängen, wie er sie jeden Abend dorthin legte. Die Strümpfe baumelten vom Sitze herab, und darunter standen die Schuhe, staubig und in einer rührenden Art mit den Spitzen einander zugekehrt. Leise ging sie ins Schlafzimmer. Der Junge schlief noch nicht. Er richtete sich in seinem Bettchen auf und, als hätte er sich die Worte lange überlegt, sagte er: „Der Kaufmann ist sehr böse auf dich. Aber du darfst nicht traurig sein deswegen. Wir wollen einfach woanders kaufen. Ich habe schon ein Geschäft gef . . .“ — Da nahm ihn die Mutter in die Arme und drückte ihn, und er mußte ihr versprechen, nie mehr wegzulaufen.

An anderen Morgen, als Werner in der Schule war, kam eine Nachbarin herüber. „Wenn das mein Junge wäre“, sagte sie, „dann hätte er eine ordentliche Tracht Prügel bekommen.“ Aber Werner bekam keine Prügel. Es gab sein Leibgericht, als er nach Hause kam, Milchreis mit Backflaumen.

Georg Hurdaleck.

Das Kind des Feindes.

Von Gerhart Herrmann Mostar.

Ein Waisenhauskind aus der österreichischen Stadt W. wurde im Jahre 1922 im Rahmen einer Kinderhilfsaktion in ein belgisches Dorf verschickt. Von dort kam es nicht zurück. Erst jetzt haben sich die Begleitumstände des merkwürdigen Falles aufgeklärt.

Am 21. Juni fuhr der Kindertransport aus W. ab: ein ganzer, langer Zug voll ausgehungerter, skrofulöser, hohläugiger Kinder; darunter Emmy Klemens, hungriger, hohläugiger noch als die hundert anderen — mein Gott, man schrieb neunzehnhundertzweiundzwanzig, es war fast das bitterste der Nachkriegsjahre, auch in den Waisenhäusern gab es schmale Kost. Nun aber, drei Tage später, sitzt die Sechsjährige in der räumigen, kahlen und dennoch warmen und behaglichen flämischen Bauernstube, sitzt vor einer Tafel, die voll märchenhafter Genüsse steht, ist hungriger als je und kann doch nichts essen vor Fremdheit, Erregung, Fassungslosigkeit; kann auch auf keine Frage antworten, weil die Bäuerin, welche sie aufnahm, nicht Deutsch und Emmy nicht Flämisch versteht, könnte auch nicht antworten, wenn man sie verstünde: alles zu neu noch, zu seltsam, zu andersartig . . .

Und nun kommt sogar noch Besuch! Eine Frau um die dreißig, mit herbem, zerlittenem Gesicht. „Ist das euer Bochekind?“ fragt sie wenig freundlich. „Jawohl. Ist doch ein liebes Ding, wie? Und so verhungert!“ antwortet die Bäuerin. „Schon. Aber . . .“ „Du solltest die Sache nicht vergessen!“ unterbricht die Aeltere rasch. „Es ist doch kein Krieg mehr!“ „Nein. Aber meinen Mann habe ich nicht wieder.“ „Du solltest es trotzdem vergessen!“

Die Frau macht eine harte, verneinende Kopfbewegung. Sie sieht die bleiche Erkennungsmarke, die noch aus des Kindes Brust baumelt; nimmt sie in die Hand, achtet nicht auf das Erschrecken der Sechsjährigen, die die Feindschaft empfindet, ohne zu verstehen; liest den eingestanzten Namen: „Emmy Klemens, geb. 20. 4. 1916“ — und wird plötzlich blaß, ihre zitternde Hand läßt die Marke fallen; verabschiedet sich fast grußlos, schreitet, nein, taumelt die Dorfstraße entlang . . .

Mein Gott — so eine Marke hat sie doch schon einmal in der Hand gehabt? So eine Marke — die hing auf der bloßen Brust eines Mannes, verborgen unter feldgrauer Uniform, welche sie aufgeknöpft hatte . . .. der Mann ließ es sich gefallen, mußte es sich ja gefallen lassen, der Boche, ob er wollte oder nicht, lag ja im Sterben, oho . . . lag im dunklen Keller ihres kleinen Hauses, ihr Mann war auch dabei, der stand und reinigte mit fanatischem Lächeln sein Gewehr . . . Geschah ihm recht, dem Boche, was hatten sie hier zu suchen, er und alle die andern? Na, einer weniger, war gut so . . . Nun rasch ab die Marke, daß sie nicht etwa gefunden wurde — nur rasch einen Blick auf den Namen: Max Klemens, dann Zahlen und Buchstaben, die den Truppenteil bezeichneten — nun rasch unter den Mauerstein im Boden, der lose war; und in wenigen Stunden war Nacht, dann würde man auch den toten Mann aus dem Keller bringen, und sie sollten sehen, die Boches, ob sie Andre etwas würden beweisen können . . .

Die Frau streicht sich über die Augen. Sie steht vor ihrem Hause. Es ist noch das gleiche Haus . . . ist ja hier nicht wie drüben in Frankreich, wo sie alles zusammengeschossen haben, die Boches . . . Aber vielleicht — aber gewiß hat sie sich geirrt. Vielleicht — gewiß war der Name nur ähnlich, nicht gleich. Sonst wäre ja dies Kind — sein Kind . . . Er hatte ihr ja doch einmal eine Photographie gezeigt seine Frau war drauf mit einem Kind, einem Säugling noch, und er hatte gesagt: Marie und Emmy, und hatte gelacht . . . Und sie hatte freundlich getan, ob, das mußte man ja, damit sie sicher wurden . . . Gleich nachsehn unter dem Stein, da mußte es ja noch liegen, das Stück Blech; nur um gewiß zu sein, daß es ein Irrtum war . . .

Seltsam: ihr graut etwas vor dem Düster des Kellers: zum ersten Male. Sie sieht sich scheu um, als sie den Stein hebt, mit zitternden Fingern die Marke dreht, im ungewissen Halblicht die Buchstaben entziffert. Dann muß sie sich auf die Treppe setzen, die Knie werden ihr schwach: es stimmt . . . „Max Klemens“ . . . und eben bei der Bäuerin: „Emmy Klemens“ . . . Also doch. Also doch.

Und was bedeutet das nun für sie? Es braucht sie doch nichts anzugehen, nein. Aber ist es nicht das Kind des Mannes, um dessentwillen sie ihren Andre an die Wand gestellt haben, drei Tage später, obwohl er nichts gestanden hatte . . . aber sie hätten ihr überführt, sagten sie . . . War es nicht das Kind des Mannes, um dessentwillen sie nun ohne Mann war seit fünf Jahren, ohne Mann und ohne Kind, um dessentwillen sie leben mußte von der schäbigen Rente, die man Kriegshinterbliebenen zahlte, und vom Waschen für fremde Leute? War es nicht sein Kind, ein Bochekind, des gleichen Hasses wert wie der Vater? Hatte sie ihn nicht in sich hineingefressen, diesen Haß, fünf Jahre lang, — von keinem verstanden, weil sie alle Flamen waren und nicht Wallonen wie sie und ihr Mann, weil sie gar nicht wußten, wie man hassen kann . . . Und konnte man nun nicht diesem Haß Futter geben, ihn nähren und stillen mit dem Fleisch und dem Blut dieses Kindes? Oh, man würde sehn, man würde sehn. Man würde vorerst freundlich sein zu der Kleinen, sie in sein Haus ziehn, mit Lockungen und Zärtlichkeiten und Süßigkeiten.

Landesbibliothek Oldenburg

Die schärfste Zollkontrolle.

Von Inspektor Ernest H. Barbour (Neuyork).

Der Ozeandampfer legte an und die Passagiere strömten an Land.

„Sieh mal dieses Mädel! Ist sie nicht entzückend?" sagte ein Inspektor des Hafenzollamtes zu seinem Kollegen. Beide betrachteten eine schlanke, großgewachsene Brünette, die über die Laufbrücke schritt. Ein Windstoß hob ihren Rock in die Höhe, so daß ein Paar vollendet schöner, langer, seidenbestrumpfter Beine sichtbar wurden. Der ältere der beiden Beamten genoß den Anblick mit gespannter Aufmerksamkeit. Dann ging er auf seinen Vorgesetzten zu. „Haben Sie diese Dame gesehen?"

„Ja", erwiderte der Angesprochene. „Ein reizendes Geschöpf. Was ist los mit ihr?"

„Ich möchte, daß sie von einer unsrer Beamtinnen gründlich durchsucht wird. Ich glaube, daß einiges zu finden ist." Dan begab sich der Inspektor an sein Pult, um seinen ersten Passagier auszufragen.

Nach einer Stunde ließ ihn sein Chef rufen. „Wieso wußten Sie?" fragte er. „Die Beamtin hat Spitzen im Werte von zumindest 3000 Dollar gefunden. Sie hatte sie um den Leib gewickelt. Woher wußten Sie das?"

„Ganz einfach", erklärte der Inspektor. „Heutzutage (Der Vorfall spielte sich noch vor der Wiederkehr der langen Röcke ab), wo die Damen kurze Röcke und gerollte Strümpfe tragen, bleibt zwischen Knie und Unterwäsche ein ziemlich großer Zwischenraum. Als der Wind die Toilette der Dame ein wenig in Unordnung brachte, bemerkte ich nicht ein Stück nackten Fleisches, sondern nur ein mattes Weiß."

*

Der Trick der jungen Dame war in der Tat wenig geeignet, amerikanische Zollbeamte hinter das Licht zu führen. So veraltete Methoden wie die Verwendung von Koffern mit doppeltem Boden, hohlen Stöcken und Schirmgriffen, falschen Abläßen, Busen und Hüften sind endgültig aus der Mode gekommen. Auch der Trick, Diamanten in einem Stück Seife oder in einer Tube Rasiercreme zu verstecken, ist längst überholt. Die Schmuggler müssen sich raffinierteren Methoden bedienen, wenn sie Erfolg haben wollen.

Ein originelles Täuschungsmanöver wurde vom ersten Offizier eines Passagierdampfers ins Werk gesetzt. Jedesmal, wenn sein Schiff die Neuyorker Docks anlief, wurde er von einer Frau — offenbar seiner Gattin — erwartet, und jedesmal schlossen sich die beiden in die Arme und tauschten einen langen, sehr langen Kuß aus. Das war gewiß nichts Auffallendes. Dann verabschiedete sich die Frau und der Offizier rief ihr zu, daß er sobald als möglich nach Hause kommen werde. Er müsse nur noch die Passagiere abfertigen. Einem Inspektor des Zollamtes fiel es jedoch schließlich auf, daß die Dame jedesmal ihre Lippen gründlich mit dem Taschentuch abwischte, wenn sie ihren Mann geküßt hatte. Er hielt sie an und fand in ihrem Taschentuche einen taubeneigroßen Diamanten von sehr beträchtlichem Werte.

Es ist heutzutage so gut wie unmöglich, Edelsteine in die Vereinigten Staaten einzuschmuggeln. Nicht etwa, daß die Zollbeamten nicht getäuscht werden könnten. Aber Agenten der Schutzvereinigung der amerikanischen Diamantenschleifer und -importeure beobachten mit Falkenaugen alle Verkäufe ausländischer Händler und Schleifer. Wenn ein Amerikaner Diamanten im Auslande kauft, weiß auch das Schatzamt der Vereinigten Staaten binnen kürzester Zeit davon. Ein Drittel des Wertes der beschlagnahmten Edelsteine wird jedem Angeber, ohne daß dieser auch nur seinen Namen angeben muß, ausbezahlt.

Ein gut durchdachter Trick hatte einige Zeit Erfolg. Das Schmuggelgut wurde in kleine, wasserdicht umhüllte Bündel gepackt, die mit deutlich sichtbaren weißen Korkschwimmern ausgestattet waren. Die Pakete wurden auf der Höhe von Sandy Hook aus dem Dampfer ins Meer geworfen und dann von den Komplizen der Schmuggler geborgen. Aber auch dieser Trick verhilft den arg geplagten Schmugglern heute zu keinen Erfolgen mehr. Schnelle Motorboote patrouillieren die Umgebung des Neuyorker Hafens ab und die Zollbeamten würden die schwimmende Konterbande vermutlich rascher aus dem Wasser fischen als die Gehilfen der Schmuggler.

Eine elegant gekleidete Dame kam vor einigen Jahren an Bord eines englischen Dampfers im Neuyorker Hafen an. Im Arme trug sie ein niedliches Pekineserhündchen, das durch einen Mantel gegen die Unbilden der Witterung geschützt war. Sie winkte einem Manne zu, der auf jenem Teile der Pier stand, wo sich die Außenseiter während der Dauer der Gepäckkontrolle aufhalten müssen. Auch der Hund bemerkte den Wartenden und schien sich vor Wiedersehensfreude nicht fassen zu können. Er zerrte und wand sich, so daß die Dame gezwungen war, ihn loszulassen. Mit Windeseile stürmte das Tierchen auf den Mann am Pier zu. Der liebkoste es zärtlich und, als die Dame ihm zurief: „George, willst du so gut sein, Helen anrufen, daß ich angekommen bin!" nickte er und entfernte sich, während der Hund ihm nachlief. Er wurde von einem Zollinspektor angehalten, der ebenfalls den Hund liebkoste und es sich dabei nicht nehmen ließ, sein Mäntelchen einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Er fand darin Diamanten und Perlen, deren Wert ein Zwanzigfaches seines Jahresgehaltes darstellte.

Eine andere Dame trug beim Verlassen des Dampfers eine große Schachtel Bonbons von Pariser Fabrikat unter dem Arme. Sie gab sie ihrer Kammerzofe für die Dauer der Gepäckkontrolle zum halten. Die Maid konnte sich nicht enthalten, mit einem hübschen Inspektor des Zollamtes einen kleinen Flirt zu beginnen und bot ihm schließlich einen der Pariser Bonbons zum Kosten an. Der Beamte biß hinein, und da er etwas Hartes darin fand, setzte er sich soweit über alle guten Sitten hinweg, daß er den halb zerkauten Bonbon aus dem Mund nahm und untersuchte. Das Harte war ein Diamant. Nun zögerte er nicht länger, sich ungalanterweise nicht nur der ganzen Bonbonschachtel, sondern auch der Eigentümerin zu versichern. Die Kammerzofe verlor auf diese Weise einen guten Posten, und es ist nicht bekannt, ob der Zollinspektor sie dafür entschädigt hat.

Vor nicht langer Zeit begleitete eine junge Frau in Trauerkleidung den Sarg ihres angeblich in Europa verstorbenen Gatten in die amerikanischen Heimat. Er sollte zu Hause bestattet werden. Mitfühlende Beamte erleichterten ihr die notwendigsten Formalitäten; aber ein älterer Inspektor bestand darauf, auch den Sarg zu untersuchen. Er fand wirklich einen Leichnam darin — wenn auch nicht den des Gatten der Frau. Außerdem fand er in der Innenverkleidung des Sarges so viele Diamanten, daß die „trauernde Witwe", wäre ihr der Trick gelungen, ein Vermögen verdient hätte.

Manchmal gelingt es, Juwelen einzuschmuggeln, und Beamte des Schatzamtes machen nachträglich den Erfolg des feinausgeklügelten Täuschungsmanövers zunichte. Im Vorjahre war eine Dame der vornehmsten Neuyorker Gesellschaft nicht wenig überrascht, als sie bei einer Aufführung von „Tosca" in ihrer Loge den Besuch eines Herrn im Smoking erhielt, der mit ihr über ihr Perlenhalsband sprechen wollte. Die Perlen waren in Europa gekauft worden, und ein Agent der Schutzvereinigung der amerikanischen Juweliere berichtete mit beträchtlicher Verspätung über den Kauf. An diesem Abend trug die Dame die Perlen zum ersten Male. Auf welche Weise sie sie durch die Zollkontrolle bekommen hatte, wurde nie klargestellt. Nach längerem Widerstreben bezahlte sie die Zollgebühr im Betrage von 15 000 Dollar. Sie wird sich wohl nie wieder Schmuck im Ausland kaufen.

Zollkutter „X. 13".

Von Heinz Jacobs.

Wilhelm Lehners, der junge Zollbeamte, preßte wohl schon zum zwanzigsten Male in dieser Nacht das schwere Doppelglas gegen die Augen und ließ seinen Blick über das dunkle Wasser schweifen. Resigniert ließ er das Fernglas sinken. Er seufzte grimmig zu seinem Kameraden hin:

„Wieder nichts . . ., es ist zum Verzweifeln!"

Der andere nickte vor sich hin.

„Hast recht, Willem, man kann blödsinnig werden dabei. Wenn wir ihn nicht bald schnappen, sind unsere Tage hier auf „X 13" bestimmt gezählt."

Lehners knurrte etwas Unverständliches vor sich hin. Dann lehnte er sich wieder weit über die Brüstung, das Glas vor Augen.

Der Zollkutter „X 13" fuhr abgeblendet mit stark gedrosseltem Motor durch die Nordsee. Immer an der Hoheitsgrenze entlang. Seit Wochen sagten die Zollbeamten schon einen berüchtigten Spritschmuggler. Er war nicht zu fassen. Dabei wußte kein Mensch an der Küste, wann die Zöllner auf Fahrt gingen. Die Kontrollzeiten wurden streng geheimgehalten. Und trotzdem gingen riesige Ladungen Sprit durch. Man hatte einmal Glück gehabt und ein Automobil festhalten können. Aber dieser Fang brachte keinerlei Anhaltspunkte. Das Nummerschild war falsch. Die Insassen in wilder Flucht davon gekommen. Nur daß die Spritladungen in Lehners Amtsbereich an Land geschafft wurden, hatte man herausgekriegt. Die Zollbehörde drängte auf sofortige Unschädlichmachung der Schmuggler und gab Lehners scharfe Anweisungen. Ganz verstört war Lehners an dem Tage zu Frauke Raß, seiner Braut, gekommen und hatte ihr von dem Schreiben seines Vorgesetzten erzählt.

„Ich muß ihn fangen, Frauke", hatte er gesagt. „Sonst bin ich meine Stellung los."

Das Mädchen beschwichtigte seine Besorgnisse. Sie hatte den unbekümmerten Mut der friesischen Fischer. Es gelang ihr, ihren Verlobten zu beruhigen und ihn zuversichtlicher zu stimmen. Wilhelm Lehners ging auf die Schmugglerjagd.

Tag und Nacht kreuzte er mit seinem Zollkutter auf der Nordsee. Nur kurze Unterbrechungen gab es in seinem Dienst. Dann war er bei seiner Frauke. Oft trafen sich Lehners und Faukes Vater auf See. Denn Raß war Fischer. Er fuhr mit seinem Sohn Harm und einem Maat einen stämmigen Fischkutter. Geerd Raß war anfangs gegen das Verlöbnis seiner Tochter mit dem Zollbeamten gewesen. Er konnte die grüne Uniform nicht leiden, gab er an. Aber zuletzt weigerte er sich nicht mehr. Nur ein herzliches Verhältnis wollte zwischen den Männern nicht aufkommen. Der alte Fischer empfand die Zöllner als Zwang. Sein Vater hatte noch die Zeiten des Strandrechts gekannt, damals, als es noch keine Zollbeamten gab. Doch das war vorbei. Kein Pastor betete mehr von der Kanzel herab: „Herr, segne unsern Strand!"

Es ging auf zwei Uhr nachts. Der Zollkutter „X 13" dümpelte noch immer auf See. Niedergeschlagen saß Wilhelm Lehners neben seinem Freund. Sie hatten nicht entdecken können.

„Morgen mache ich Meldung und schreibe ein Gesuch um Versetzung", erklärte Lehners bitter, „wir fangen den Kerl doch nicht."

„Laß uns noch eine Nacht versuchen, Wilhelm", meinte der andere.

Doch der schüttelte ablehnend den Kopf. Dann stand er auf und ging auf das Deck. Die Dünung der Nordsee hob und senkte sich wie die Brust eines schlafenden Riesen. Lehners setzte sich vorn am Bug nieder und spielte mit seinem Fernglas, das an einem Lederriemen vor seiner Brust hin und her baumelte. Er dachte über sein Pech nach. Seine Karriere war hin, wenn er sich versetzen ließ. Daraus sprach offensichtlich Unfähigkeit. Und wie große Hoffnungen hatten seine Vorgesetzten ihm gemacht. Jetzt war alles aus. Wie absichtslos nahm er das Glas und blickte über die See. Gedankenlos suchte er den Horizont ab. Eben wollte er das Glas wieder absetzen, da nahm sein Gesicht einen gespannten Ausdruck an. Schimmerte da nicht der Umriß eines Seglers an der Kimm? Verwirrt wischte er die Linsen sauber. Dann riß er das Glas noch einmal an die Augen. Ja, er hatte Gewißheit. Das war ein Segelschiff. Heiß überkam es ihm. Das mußte der Schmuggler sein. Mit heiserer Stimme rief er über das Deck:

„Hein, Mensch, . . . Hein, wir haben ihn . . . komm her . . ."

Heinrich Korsen sprang auf und war augenblicklich neben Lehners, der ihm sein Glas reichte. Ja, kein Zweifel, das mußte der langgesuchte Schmuggler sein.

„Jetzt aber Volldampf, Willem", schrie er, „und das Maschinengewehr klar gemacht. Er soll uns nur vor den Bug kommen."

Mit wenigen Handgriffen hatte Korsen den Kutter auf Touren gebracht. Hochauf schäumte die Bugwelle, als das Zollboot nordwärts sprang. Lehners machte sich am Bug bei dem Maschinengewehr zu schaffen und legte sich das Megaphon zurecht. Den Schmuggler wollte er fassen und wenn er ihm mit Maschinengewehrkugeln den Schiffsboden wegrasieren sollte. Gespannt beobachtete er das fremde Schiff, das immer näher kam. Im Stillen frohlockte er. Jetzt brauchte er kein Gesuch um Versetzung schreiben. Wie würde Frauke sich freuen. Halt, was machten die da drüben denn? Aha, sie merkten Lunte. Durch das Glas konnte Lehners sehen, wie dünne blaue Rauchwolken aus dem Auspuff des Seglers stießen. Sie wollten fliehen. Aber das durfte nicht glücken.

„Mehr Gas, Heini", brüllte Wilhelm Lehners in den Lärm des Motors. Der Zollkutter raste jetzt mit voller Kraft voraus. Eine wilde Jagd begann. Der verfolgte Segler konnte nicht so schnell vorwärts kommen wie der schlanke Zollkutter. Außerdem schien er schwer geladen zu haben. So verringerte sich der Abstand zwischen den beiden Schiffen zusehends. Im Osten graute fahl der neue Tag.

Als „X 13" auf Rufweite an den Segler herangekommen war, ging eine seltsame Veränderung mit dem Zollbeamten Lehners vor. Er hatte eine fürchterliche Feststellung gemacht. Der Segler gehörte Fraukes Vater. Also er war der Schmuggler? Konnte das denn sein? Zweifel kamen ihm. Raß hatte doch wohl nur gefischt, wollte er sich einreden. Aber sein Verstand sagte ihm etwas anderes. Gewisse Aeußerungen fielen ihm ein. Sie erschienen ihm jetzt in einem anderen Licht. Der Segler dort hatte übrigens keine Netze an Deck hängen. Was wollte ein Fischkutter auch noch so spät hier? Lehners biß sich die Lippen wund. Dann siegte das Pflichtbewußtsein über ihn. Mit raschen Zügen hißte er die internationale Flagge „Stopp". Weithin schallte darauf sein Ruf: „Kutter, ahoi — stopp — Zollboot." Die Männer auf dem Segler sahen ein, daß es zwecklos sei, weiter zu fahren, die Mündung des schweren Maschinengewehrs lugte drohend herüber.

Wenige Minuten später lag „X 13" längsseit. Lehners sprang hinüber und folgte dem alten Raß in das Innere des Schiffes. Nach kurzer Zeit kamen die beiden wieder an Deck. Dann wendeten beide Schiffe den Bug der Küste zu. Schweigend saß Wilhelm Lehners auf seinem Platz. Er antwortete nicht auf die Fragen seines Freundes. An Land ging er sofort daran, seinen Bericht an seine Behörde zu schreiben. Er schilderte knapp den Vorgang und die Festnahme des Schmugglers, der noch über hundert Kanister mit Sprit an Bord hatte. Dann ging Lehners an Bord des Zollkutters „X 13".

Vierundzwanzig Stunden später fand Heinrich Korsen seinen Freund in der Kajüte liegen. Er hatte sich glatt durch die Schläfe geschossen.

---

und dann . . .? Man würde sehn, man würde sehn . . .

*

„Komm, Emmy! Ich will dir etwas Schönes zeigen!" Germaine zieht Emmy in ihr Haus. Sie streicht ihr mit der hartgearbeiteten Hand über den blonden Kopf — sie muß sich einen Ruck geben, nicht, um es überhaupt zu tun, sondern um es nicht sogar — gern zu tun . . . Es tut ihr wohl dies Streicheln über einen Kinderkopf, sie ist eine Frau und hat kein Kind, da ist das so . . . aber es darf ihr nicht wohl tun, es darf nicht. Es ist sein Kind . . . Oh, für heute hat sie sich etwas Feines ausgedacht! Geldstücke will sie Emmy zum Spielen geben, und darunter soll sich die Erkennungsmarke ihres Vaters befinden, und Emmy soll spielen mit der Erkennungsmarke ihres Vaters, den sie, Germaine, und ihr Andre getötet haben. Sie kann ja noch nicht lesen, die Sechsjährige, es ist ungefährlich, aber für Germaine wird es eine Freude sein, eine ganz seltsame und besondere Freude. Und in den Keller wird sie das Kind führen, damit es spiele an der Stelle, an der ihr Vater starb. Oh, man muß es verstehen, sich zu rächen, es muß eine lange und feine Rache sein.

Vorerst ist Emmy in der kleinen Stube. Es ist eine enge düstere Stube, die Fenster sind fast immer verhangen, denn Germaine wäscht den ganzen Tag im Keller oder bei anderen Leuten; die Luft ist abgestanden, es ist Schlafluft. Aber wie nun das Kind darin steht, ist es mit einem Male heller, das kommt, weil das Blondhaar der Kleinen das Licht auf sich sammelt und spiegelt; und es riecht gut im Zimmer, denn Emmy hat bisher im Herr gespielt, so duftet es nach Gras und kindlicher Gesundheit . . . Es ist dumm, das zugeben zu müssen; es sollte umgekehrt sein; ein Schatten sollte das Kind sein in ihrem Leben, den man beseitigen muß; nun ist es ein Licht in ihrer Stube. Aber das darf nicht so bleiben, das wird nicht so bleiben. Denn das Bild Andres blickt von der Wand, drohend, fordernd . . . .

„Hier hast du Münzen zum Spielen, Emmy!" sagt Germaine zu dem Kind, das schon in den drei Wochen des Hierseins etwas Flämisch gelernt hat, und es gehört beinahe Tapferkeit dazu, das zu sagen. Nun steht sie zu, wie Emmy die blinkenden Stücke vor sich hinlegt — jetzt — jetzt ist die stumpf schimmernde Blechmünze dran. Aber wie Emmy danach greifen will, reißt Germaines Hand das Blech rasch fort — ganz von selbst hat die Hand das getan, ganz eigenmächtig, Germaines schmerzendes Hirn hat es nicht hindern können, und die fest geschlossene Hand gibt die Münze auch nicht zurück . . .

„Warum kriege ich die nicht?" fragt Emmy und zeigt auf die geschlossene Hand.

„Ach, es ist — es ist ein Andenken!" antwortet Germaine mühsam und gibt das blecherne Ding nicht heraus.

„Es sah aus wie die Marken, die wir im Waisenhaus haben", meint Emmy leichthin. Aber das Wort „Waisenhaus" trifft Germaine. Gewiß: sie ist Witwe um des toten Boche willen. Aber Emmy ist im Waisenhaus um — um Andres willen . . . Germaine blickt schüchtern und um Vergebung bittend zu dem Bilde auf und streicht verstohlen über den blonden Kopf . . .

*

„Du könntest mir Emmy eigentlich für ein paar Tage herübergeben", sagt Germaine zu der Bäuerin. „Ich bin so allein und würde mich freuen und" — sie stockt — „und gut zu ihr sein." Die Bäuerin ist einverstanden; sie hat genug zu tun; und wenns die Kleine da gut hat — obwohl es seltsam ist, wie die Germaine sich gewandelt hat . . .

Emmy zieht zu Germaine. Sie hat es gut da — aber zuweilen bekommt sie Angst. Dann ist Germaine so jäh, so hart, so seltsam. Doch geht das immer rasch vorbei. Und viel allein ist Emmy auch; denn wenn Germaine im Keller wäscht, darf Emmy nie hinunter; obwohl doch Germaine Emmy gerade darum zu sich nahm, um nicht allein zu sein. Und man kann wohl neugierig werden, was es denn da unten besonderes gibt.

Eines Tages bringt die Bäuerin ein Schreiben zu Germaine: es enthält das Datum der Wiederabreise des Kindertransportes und das Ersuchen, das Gastkind am Bahnhof der nächsten Stadt abzugeben. „Das kann ich ja für dich tun!" meint Germaine, und ihre Stimme zittert. Und die Bäuerin ist auch das zufrieden.

Aber als der Tag der Abreise heran ist, bringt Germaine Emmy nicht zur Bahn. „Ich habe Erlaubnis bekommen, es noch länger zu behalten", sagt sie zu der erstaunten Bäuerin. Das ist aber gar nicht wahr. Sondern Germaine hat zu der Erkennungsmarke unter dem Stein im Keller eine zweite getan, die Marke mit dem Mädchennamen — das ist ihre Erlaubnis . . .

Für Emmy Klemens ist das Ganze längst selbstverständlich geworden: das Bleiben in Flandern und bei Germaine, welche ihre Mutter ist. Nur mit einer Erinnerung wird sie nicht fertig: da einmal die Neugierde in ihr gesiegt, und sie ist in den Keller gegangen, während Germaine unten wusch. Und da hat Germaine große, entsetzte Augen bekommen und plötzlich zu weinen begonnen und Emmy umarmt und ihr unter vielem Schluchzen eine lange Geschichte erzählt und schließlich zwei Blechmarken vorgewiesen — aber alles, was sie sagte, hat sie Französisch gesagt und wohl gar nicht daran gedacht, daß Emmy das nicht verstand; vielleicht hat Germaine sich all das wohl wohl selbst erzählt, vielleicht mußte es nur heraus, damit Germaine selbst es verstand; jedenfalls hat sie nachher gelacht, laut und leicht und hell wie ein Kind, und das Zähe, Düstere und Seltsame, das zuvor über ihr lag, ist von da ab weggewesen.

*

Endlich, nach zehn Jahren erst, sind Nachforschungen aus W. bis in das kleine Dorf gedrungen. Und dann hat man Germaine das Kind, gern, sehr gern gelassen. Und überdies hat sich dabei herausgestellt, daß Emmys Vater nie im Krieg gewesen war, und man hat Germaine gesagt, daß es in Oesterreich sehr, sehr viele Leute namens Klemens gibt. Germaine hat seltsam gelächelt, als sie das hörte — aber sie ist dennoch zum Gendarmen gegangen und hat ihm gesagt, daß Andre nicht, wie sie früher angegeben hatte, unschuldig erschossen worden ist, sondern daß er einen deutschen Soldaten als Franktireur getötet habe, mit ihrem Wissen. Und der Gendarm hat gesagt, ihr werde deswegen nichts geschehen; aber es gehe da eine Liste, die enthielte die „Kriegsverbrecher" der Deutschen; davon werde man den Fall Andre nun streichen müssen.

„Ja", hat Germaine nur gesagt, „es ist ja gut, daß alles vorbei ist" — und ist nach Hause gegangen zu dem Kind, das ihr Kind geworden ist.

Landesbibliothek Oldenburg

Auf schiefer Bahn

Skizze von Elisabeth Wetzel.

Sie war etwas leichtsinnig veranlagt. Ganz gewiß war sie das. Aber sie war es nicht mehr als tausend andere Mädchen, die mit tadellosem Ruf durchs Leben kommen. Die Hauptschuld an ihrem Fall trugen ihre unvernünftige Mutter und der Mann, dem sie ihre erste und einzige Liebe geweiht, dem sie einen Altar in ihrem Herzen errichtet hatte.

Diese Mutter war eitel auf ihr reizendes Kind. Schon von frühester Kindheit auf hatte sie es gelehrt, immer und vor allem auf das Aeußere zu achten. Sie sprach nie zu dem kleinen Mädchen von artigen, guten Kindern, immer nur von hübschen Kindern und niedlichen Kleidchen. So weckte sie schon früh eine maßlose Putzsucht in dem Kinde, über die die Mutter sich freute und die sie durch allerlei Mittel nur noch mehr anfachte. Von jeher bestand der Lohn für Fleiß oder Artigkeit in buntem Tand. Der Vater kümmerte sich nicht viel um die Erziehung seiner Kinder. Der war zufrieden, wenn sie nicht laut waren, solange er zu Hause war, was eigentlich nur während der täglichen Mahlzeiten der Fall war. Im übrigen überließ er die Erziehung der Kinder ganz seiner Frau. Marga war wegen ihrer Niedlichkeit aber auch das von ihm bevorzugte Kind.

Stets hörte sie die von ihrer Mutter an Fremden geübte Kritik, und die war nie wohlwollend. So wuchs sie heran, von der Mutter wegen ihres hübschen Gesichtchens gehätschelt. Von Kindheit an belehrt, dieses als das Höchste und Kostbarste zu betrachten, und von Kindheit an mit der Mutter auf den reichen Freier hoffend.

Mit vierzehn Jahren wurde sie konfirmiert. Sie hatte nicht gerade glänzende Fortschritte in der Schule gemacht, war weder fleißig noch besonders begabt gewesen. Doch was brauchte ein Mädchen viel zu wissen, wenn es nur hübsch war. Ihre Mutter hatte das oft genug gesagt.

Sie trat jetzt als Lehrmädchen in ein großes Modenwarengeschäft ein. Ach, die eleganten Kleider und Hüte, die Marga hier sah. Das tragen dürfen, sich damit schmücken können! Ein glühender Neid auf die reichen, eleganten Damen erfaßte sie.

Ihr Weg führte sie täglich durch mehrere Straßen, in denen sich Läden an Läden reihte. Die Auslagen in den Schaufenstern übten eine unheimliche Macht auf das Mädchen aus. Besonders die Schmucksachen lockten sie an, und sie kam selten an einem solchen Schaufenster vorüber, ohne davor stehenzubleiben.

„Haben!" hatte das kleine Mädchen gestammelt und die Händchen begehrlich ausgestreckt nach den Herrlichkeiten, die sich seinen Augen boten. Jetzt sagte sie das nicht mehr, aber aus ihren Augen leuchtete eine fast fieberhafte Begehrlichkeit. „Haben!" schrie es in ihr.

Marga war auch sehr genäschig. Sie kämpfte oft einen schweren Kampf, ehe sie sich entschied, ob sie sich für ihr Taschengeld Putz kaufen oder es lieber vernaschen sollte.

Bereits als sie noch zur Schule ging, hatte sie sich schon aufs Kokettieren verstanden. Auf ihren Schulwegen wurde sie fast stets von Gymnasiasten begleitet, und damals schon wurde wütend um die Gunst des niedlichen Dinges rivalisiert, zum glühenden Neide der Schulfreundinnen Margas. Diese ließ sich die Huldigungen allergnädigst gefallen und bevorzugte immer den, der ihr die meisten Näschereien schenkte. Jetzt wurden die Verehrer von einst aber nicht mehr recht für voll genommen. Das fast sechzehnjährige Mädchen nannte die Herrchen in Gedanken dumme Jungens. Jetzt war die Zeit, wo der reiche Freier jeden Tag auf der Bildfläche erscheinen konnte, und darum fort mit den grünen Jungens.

Jetzt begleitete schon hin und wieder ein richtiger Herr die kleine Putzmacherin nach Hause oder führte sie Sonntags spazieren.

Marga wußte wenig zu plaudern, sie war etwas langsamen Geistes. Sobald sie aber ein Glas Wein getrunken, wurde sie lebhaft und witzig. Dann leuchteten ihre Augen, und ihre Wangen glühten. Sie war dann zauberhaft schön. Ihre Mutter, die diese Wirkung geistiger Getränke auf das Mädchen kannte, ermunterte sie: „Du mußt stets trinken, wenn man dir etwas anbietet."

So hatte sie schon als Kind sich an den Genuß von Wein und Bier gewöhnt. Witzig wollte sie gar zu gern sein; und zuletzt schmeckten ihr die Weine und feinen Liköre auch wohl so, daß sie schon darum keine Einladung dazu abgelehnt hätte.

Eines Tages machte sie zufällig die Bekanntschaft eines eleganten jungen Mannes. Sie fing einen Flirt mit ihm an. Der neue Verehrer war ein reicher junger Herr, hübsch und unternehmungslustig. Die kleine Putzmacherin gefiel ihm, und sie hatte bald eine leidenschaftliche Liebe zu ihm gefaßt.

Nun begann eine lustige Zeit. Marga lebte wie in einem Rausch. Kaum konnte sie den Schluß der Arbeitszeit erwarten, denn dann variete ja er! — Zuerst führte er sie dann in ein Restaurant; dort wurde zu Abend gespeist. Später ging es dann in ein Theater oder beide machten einen weiten Spaziergang.

Oft war das Mädchen nicht vor Morgengrauen nach Hause gekommen. Eine Sorge kam die Mutter aber nicht an. Marga war ja schlau, die würde schon auf ihrer Hut sein. Und wenn ein hübsches Mädchen aus kleinen Verhältnissen einen reichen Mann haben wollte, dann mußte es sich schon dranhalten; das war ihre Ansicht. Sie gab ihrer Tochter weise Lehren, wie sie es machen müßte, sich den Verehrer zu halten.

Margas Galan hatte bald herausgefunden, wie putzsüchtig und genäschig sie war. Da ihm reichliche Mittel zu Gebote standen, konnte er ihre geheimsten Wünsche erfüllen. Und da sie süßen Wein liebte, so zechten beide recht wacker, so daß das Mädchen sich manchmal fest auf den Arm des Geliebten stützen mußte, wenn es in später Stunde den Heimweg antrat.

Ihre Gier nach Genuß wurde durch den steten Umgang mit diesem flotten Lebemann immer mehr gesteigert. Die Arbeitsstunden wurden ihr zur Pein. Ob sie wirklich dachte, daß er sie heiraten würde? — Sie war jetzt oft bei ihm in seiner Wohnung. Der Wein verdunkelte beider Verstand und Sinne.

Dann kam die Zeit, wo die Leute zu reden anfingen. Sie lachte darüber. Aus denen sprach ja doch nur der Neid. Jede hatte eben nicht solch Aeußeres. Das war auch die Ansicht der Mutter.

Eines Tages war auch dem Vater von dem Gerücht zu Ohren gekommen. Der machte zu Hause einen schrecklichen Skandal mit der Frau, versetzte dem Mädchen ein paar Ohrfeigen und hielt damit seine Pflicht für erfüllt und die Sache für erledigt. An etwas Ernstes dachte auch er nicht.

Marga aber ließ sich in ihrem Treiben nicht beirren. Was kümmerte es sie, daß sich die Freundinnen von ihr zurückzogen, die neidischen Geschöpfe?!

So ging es lange Zeit. Eine leidenschaftliche Liebe war auf Margas Seite immer im Steigen begriffen. Der Verehrer empfand aber allmählich die Ausschließlichkeit, mit der Marga seine Zeit in Anspruch nahm, etwas lästig. Er hatte doch auch gesellschaftliche Pflichten. Nicht etwa, daß sie ihm nicht mehr gefiel, aber man mußte den Verkehr etwas einschränken; das stete Beisammensein stumpfte ab. Sein vorsichtiger Versuch nach dieser Richtung stieß aber auf einen heftigen Widerstand bei dem Mädchen, und nun wurde sie ihm wirklich lästig.

Marga aber hatte keine Ahnung von seinen Empfindungen. So wie ihre Liebe immer im Wachsen war, meinte sie, müsse es bei ihm auch sein. Den Bildungsunterschied, der ihn jetzt manchmal peinlich berührte, merkte sie nicht. Sie klammerte sich an ihn, weil sie glaubte, eine Ernüdung von seiner Seite könne nicht eintreten, und dann auch aus einer dunklen Angst heraus, die sie jetzt manchmal beschlich.

Warum machte er noch immer keine Anstalten, sie zu heiraten? Eines Tages machte sie eine schüchterne Andeutung. Er lenkte rasch ab. Aber stutzig hatte es ihn doch gemacht. Was dachte sie denn? Vielleicht war es gut so, wenn er sich allmählich von ihr zurückzog.

In Marga aber wuchs eine dunkle Angst auf, die zu bannen all ihrem Leichtsinn nicht gelingen wollte. Jetzt kam sie immer wieder mit ihren Andeutungen, er solle sie heiraten.

Eines Tages versuchte er ihr klar zu machen, daß das noch nicht gehe. Sanft und schonend setzte er ihr auseinander, daß bei dem großen Unterschied ihrer Lebensstellung der Gedanke an eine Heirat ausgeschlossen sei.

Mit ihren großen dunklen Augen sah sie ihm entsetzt ins Gesicht.

„Du willst mich nicht heiraten?" stammelte sie.

„Liebste Marga!" — Er war ernstlich beunruhigt und selbst gepeinigt durch diese Szene.

„Du mußt!" schrie sie jetzt gellend auf. Ein gehetzter Ausdruck lag in ihren Augen, eine so namenlose Angst, die er nicht verstand. Und plötzlich brach sie zusammen. Schreiend, weinend wand sie sich auf dem Teppich.

Er starrte schweigend, ohne ihr zu Hilfe zu kommen, auf die Geliebte. So also stand es.

Eine tiefe Falte grub sich zwischen seine Brauen. Was er empfand, wäre schwerlich zu sagen gewesen. Mitleid mit dem armen Mädchen? Zunächst Zorn gegen sie, daß sie ihm diese Szene machte, und dann Mitleid mit sich selbst, in eine so peinliche Geschichte sich verwickelt zu haben. Was nun? Er trat ans Fenster, nervös mit den Fingern an den Scheiben trommelnd.

Am Boden aber lag wimmernd das arme Mädchen.

„Steh auf!" sagte er jetzt endlich unfreundlich.

Sie hob ihr ganz entstelltes Gesicht. Jetzt erst kam ihm der Gedanke, daß sie doch eigentlich mehr leiden müsse als er. Ihm war die Geschichte ja scheußlich unangenehm. Ihr Leben aber war zerstört.

Er suchte sie zu beruhigen. Vielleicht habe sie sich ganz unnötig so geängstigt. Sie hörte weniger, was er sagte, als wie er es sagte. So unwirsch und übellaunig hatte er noch nie mit ihr gesprochen. Liebte er sie denn nicht? — Er war doch so schuldig wie sie. Sollte sie allein büßen?

Nun folgte eine bange, qualvolle Zeit für das arme Mädchen. Verheimlichen — wie sollte sie auf die Dauer ihren Zustand verheimlichen? — Der Vater würde sie totschlagen in seiner Wut, wenn er es erfuhr. Wo sollte sie hin, wo sich verstecken? Und im Geschäft zischelten und stichelten die Mädchen; sie hatten wohl Verdacht geschöpft. Es war ihr solche Pein, daß sie sie nicht ertragen zu können glaubte. Sie biß die Zähne zusammen und ertrug alles schweigend.

Und dann eines Tages entdeckte ihre Mutter ihren Zustand. In eine maßlose Wut geriet die Frau. Sie, die doch ihr Kind in seinen leichtsinnigen Lebenswandel hineingetrieben, sie mißhandelte das Mädchen entsetzlich. Und nicht entfernt kam ihr der Gedanke, daß alle diese Prügel eigentlich ihr gebührten.

Als es der Vater erfuhr, hätte er wirklich das arme Ding fast erschlagen. Die Nachbarn retteten sie aus seinen Händen.

Und nun hinein in die Nacht, in die Not, in die Schande! — Das Elternhaus verloren. Ohne Mittel auf die Straße.

Die Not trieb sie wieder zu ihrem Galan.

Hätte er sie mitleidig emporgehoben, auch nur etwas Erbarmen mit ihr gehabt — vielleicht hätte sie sich noch emporraffen können. Aber er warf ihr nur Geld zu. Ein gutes Wort hatte er nicht für sie.

Marga hatte dann am Wasser gestanden. Ein Ende zu machen, dazu fand sie aber doch nicht den Mut.

Sie wandte sich an die Mutter. Ach, so flehend bat sie um Vergebung und gelobte Besserung. Schläge und Verwünschungen waren die Antwort der Eltern, als sie es wagte, noch einmal deren Schwelle zu betreten.

Sie wurde schwer krank in ihrer schlimmsten Not. — Als sie endlich gesundete, da hatte sie nichts mehr auf Erden als ein kleines Grab auf dem Kirchhof und einen bitteren Haß im Herzen.

Was für ein Ende sollte es nun mit ihr nehmen? Ja, wenn auch nur ein einziger Mensch auf der ganzen Welt ein mitleidiges Herz für sie gehabt, sie in Güte geleitet hätte.

Sie ist dann ganz tief gesunken. — Was lag daran? Wem lag daran?

Aber gerächt hat sie sich an dem gewissenlosen Galan.

Sie verstand es, ihn wieder an sich zu locken. — Sie war körperlich noch viel kräftiger aufgeblüht als vordem. Dem hat sie sein Geld, seine Gesundheit und seine Ehre genommen; sie hat ihn in den Tod getrieben.

Als sie dies erreicht, lachte sie teuflisch und verzweiflungsvoll auf. Erfüllt ihre Aufgabe! Ihr Ziel erreicht!

Sie verfiel jetzt auch äußerlich und suchte Vergessen in geistigen Getränken, bis sie schließlich ganz verkam und elend zugrunde ging — das traurige Dokument einer von selbstsüchtigen, eitlen Motiven geleiteten verkehrten Erziehung!

Das Fliegenpapier

Eine klebrige Geschichte von Ludwig Waldau.

Triumphierend, ein Gott der Rache, so verließ Adolar Quenichen den Laden des Drogisten; in der Hand die Rolle mit dem Fliegenpapier. So, nun ging's den Quälgeistern an das ruchlose Leben! Jetzt endlich würde er sein Mittagsschläfchen in Ruhe und Frieden absolvieren können!

Als Adolar seine Wohnung betrat, war er allein. Schön, auch gut. Dann gab es für sein Eheweib eine Ueberraschung. Staunen würde sie, wenn sie auf der Kommode, auf dem Vertiko den Fliegentod „Hatihmschon" vorfand! Und Adolar machte sich ans Werk.

Er wickelte den Bogen Fliegenpapier aus seiner Umhüllung; dann — ja, wie hatte gleich der Drogist gesagt? Ach so, richtig: „Das Fliegenpapier besteht aus zwei Bogen, die mit ihren klebrigen Flächen aufeinandergelegt sind. Man braucht nur an einer Ecke die Spitzen der zwei Blätter auseinanderzuziehen." — Gut!

Adolar Quenichen tat feierlich, wie ihm geheißen: er faßte mit spitzen Fingern die Ecke des Doppelbogens und versuchte die Teilung. Es ging schwer, denn „Hatihmschon" klebte wie Gift. Aber Quenichen ließ nicht locker, und nach und nach trennten sich die beiden aneinanderklebenden Flächen. Behutsam zog und zog Quenichen, und siehe da, endlich hatte er doch in jeder Hand ein Fliegenpapier. Das heißt: Zeigefinger und Daumen seiner Hände hielten je einen Bogen. — So, nun einen auf die Kommode, einen aufs Vertiko.

Das war nun allerdings leichter gedacht als getan. Denn als Quenichen das Papier hinlegte, stellte es sich heraus, daß es fest am Daumen klebte. Er hob das Papier immer wieder mit hoch, wenn er seine Hand davon entfernen wollte. Und die andere Hand war besetzt; auch an ihrem Daumen klebte dauerhaft das „Hatihmschon". Ratlos stand Adolar Quenichen da. Es wurde ihm langsam heiß! Was nun? — Ehe seine Frau kam, mußte das Papier liegen!

Wieder begann er geduldig, den einen Bogen auf die Kommode zu legen; wieder ging das Papier vom Daumen nicht ab und der Daumen nicht vom Papier! Resigniert, ermattet ließ Quenichen die Flügel hängen. Doch das hätte er nicht tun sollen, denn an seinen mutlos herabhängenden Armen hing hüben und drüben je ein Boden Fliegenpapier „Hatihmschon". Und als er nach minutenlangem, dumpfem Brüten die Hände wieder heben wollte, konnte er nicht: Fest klebte das Fliegenpapier an seinen Hosenbeinen, hüben und drüben! — „Hatihmschon!" grinste die Reklameschrift auf der trockenen Papierseite!

So traf Frau Emmi Quenichen ihren Adolar an, als sie, vom Einholen zurück, ins Zimmer trat. Erst stutzte sie betroffen, als sie ihren Gatten starr und steif und blaß bis auf den goldenen Wackelkneifer stumm so stehen sah. Aber dann merkte sie, was los war. Nun packte sie ein Lachen, das wie eine Lawine wuchs und den armen Adolar fast begrub: „Hohahihihihihahuhahohihihihihhiiiiii...!"

Da erfaßte den zusammengepappten Adolar ein maßloser Zorn. Eins, zwei, drei — ruppte er mit roher Gewalt die klebrigen Bogen von den Hosenbeinen, knüllte sie zusammen, so gut es ging, und wollte sie so seiner kichernden Ehehälfte in das feixende Gesicht schleudern. Aber „Hatihmschon" hatte ihn, und wie!

Wie festgenäht haftete das Zeug an seinen Händen und sein Weib drohte darob fast zu ersticken vor Gelächter. Um Adolar begann sich vor Wut alles zu drehen!

Da stand auf einmal, wie aus der Erde gewachsen, seine Schwiegermutter in der Türl Niemand hatte sie kommen hören.

„Was is 'n hier los???" schrillte ihre verhaßte, spitze Dolchstimme.

Adolar stutzte; aber dann entquoll ein Schrei der Erlösung seinem Chemisette, schmetternd wie eine Fanfare. Ein Sprung und — „Klatsch!" pappte er der Dame an der Tür die zerknautschten Fliegenpapiere ans Gesicht!

Ueber die Folgen dieser klebrigen Geschichte herrscht mystisches Dunkel. Nur eins steht fest: Adolar Quenichen empfiehlt allen guten Freunden, getreuen Nachbarn und dergleichen seit der Zeit angelegentlichst das Fliegenpapier Marke „Hatihmschon". Er hätte damit große Erfolge erzielt.

Heimkehr

Von Geo Hering.

Sonnenmüde verglomm der Tag. Ein rosenroter Schein wehte wie ein zarter Schleier über die Flur. Kühl roch die Erde. Aus dem kleinen Dörfchen stieg blauer Herdrauch auf.

Müde zog ein Wanderer den Weg, der sich durch rauschende Kornfelder und grüne Weiden wie ein buntes Band webte, dem Dorfe zu, dessen rote Ziegeldächer aus grünen Bäumen wie freundliche Augen lugten.

Aber je näher der Wanderer dem Dorfe kam, desto zögernder wurde sein Schritt. Hans Brandel kehrte heim und trug auf seinen Schultern die Schande mit. Es war ein schweres Jahr gewesen: die Ernte verhagelt und sein bestes Pferd verendet! Da drückte die Not auf sein Dach und gierige Polypenarme griffen nach seinem Besitz. Stück um Stück mußte er aus dem Stall treiben, um seine Gläubiger befriedigen zu können. Sein junges Weib schuftete wie eine Taglöhnerin, aber die Not ging nimmer von der Tür.

Da kam es wie ein Rausch über ihn. Bauernblut ist jach und feurig. Als der Gerichtsvollzieher wieder kam und den Gelbscheck fortführen lassen wollte, da packte er die Hacke und schlug den Mann nieder. Weiß Gott, was noch geschehen wäre, wenn nicht sein Weib dazwischengesprungen wäre und seinen Arm gehalten hätte. Aber es war schlimm genug.

Drei Jahre hatten sie ihn eingesperrt für diese Frevektat. Drei Jahre, von denen ihm jeder Tag zu einem Jahre geworden war!

Nun lag seine Heimat vor ihm. Er sah sein Häuschen durch die Bäume schimmern und das Herz wurde ihm schwer. Voll und feierlich schwang die Abendglocke über die Flur. Hans Brandel nahm den Hut ab. Ganz feierlich wurde ihm zumute angesichts seiner Heimat. Und als er gar an seinem eigenen Felde vorüberkam und sah, wie schön das Korn stand, da wurde ihm endlich freier ums Herz. In stiller Versunkenheit blieb er davor stehen. Am liebsten hätte er sich hingeworfen und sein Herz am Heimatboden schlagen lassen. Er hatte für seine Schuld gebüßt. Nun wollte er ein neues Leben beginnen. Und wenn er sich rackern und schinden mußte — wenn er nur die Luft seiner Heimat atmen durfte und den frischen Geruch seiner Ackerschollen in die Nase bekam. Oh, er wollte zufrieden sein!

Das Glück begann sich zu regen in seiner Brust. Jetzt fühlte er seine Freiheit. Die Sehnsucht nach seinem Weibe erfaßte ihn und beschleunigte seine Schritte. Alle Mißlichkeit war vor ihm abgefallen.

Als er ins Dorf kam, da kläfften ihn die Hunde an. Des Jahnsenbauer schob gerade den Wagen aus dem Hofe. Brandel ging auf ihn zu und begrüßte ihn. Der Jahnsenbauer sah verlegen zur Seite. Brandel spürte die Verachtung des Bauern. Bitter stieg es in ihm auf. Aber er bezwang sich.

Sie haben ja recht, wenn sie mich verachten, dachte er. Ich bin ein Zuchthäusler. Aber ich will wieder rechtschaffen werden durch die Arbeit.

Dann schritt er seinem Hofe zu. Er sah sich um. Sie hatten gut Ordnung gehalten. Alles sah sauber und anheimelnd aus. Er trat in die niedere Stube. Der freundliche Strahl der späten Abendsonne zauberte zarte Lichtbänder an die Wände, wie Girlanden zum Willkommgruß. Und da saß sein Weib am Tische mit einer Flickarbeit. Neben ihr spielte ein kleiner, etwa dreijähriger Junge. Hans Brandel trank das Bild in seine Seele. Die Frau erhob sich. Lange sahen sie sich einander an, lange.

Ein junges Weib hatte Hans Brandel verlassen und was er fand, war eine gealterte, müde Frau, der Knechtsarbeit den Rücken gebeugt und Kummer und Sorge das Gesicht runzlig gemacht hatten.

Mit einem Male erkannte der Mann, daß er seine Schuld nicht gebüßt hatte und daß es Dinge gibt im Leben, die nicht wieder gutgemacht werden können. Und er kniete nieder vor seinem Weibe und weinte wie ein Kind.

„Elisabeth!" schluchzte er wund und weh auf.

Da trat sein Weib zu ihm hin und strich leise über sein Haar. Sie zog ihn zu sich empor und drückte seinen Kopf an ihre Brust.

„Wir wollen vergessen, Hans, und unserem Kinde leben", sagte sie schlicht.

Sie führte ihm den kleinen Peter zu. Hans Brandel nahm sein Kind in die Arme und drückte es an sein Herz. Er sagte kein Wort, aber in seinen Augen war es wie ein Schwur.

Landesbibliothek Oldenburg

Vor vielen, vielen Jahren lebte auf dem Michelsberg ein Windmüller. Die Mühle war nicht sein eigen. Sie gehörte zum Besitz des mächtigen Ritters Udo von Falkeneck. Der Müller war des Ritters Dienstmann und hatte jahraus, jahrein das Korn zu mahlen, das die Knechte von Falkeneck hin und wieder auf schweren Wagen zur Michelsbergmühle herauffuhren. Nun ging im Lande die Mär, daß in den Falkenwäldern am Eulenhorst ein Riese hause, der noch mächtiger sei als der harte Ritter Udo. Kein Mensch hatte ihn je erblickt, nur das alte Gänseliesel wollte ihn in der Johannisnacht einmal auf der Burgmauer haben hocken sehen. Die Mägde aber lachten sie aus und nannten sie seitdem ein furchtsames Mühmchen. Wie nun wieder einmal der Müller mit seinem Esel und zwei Säcken des feinsten Weizenmehles zur Ritterburg trabte, hörte er tief im Falkenwalde ein zorniges Brummen und erbärmliches Schnaufen. Als er dem Lärm nachging und näher zusah, gewahrte er zum Entsetzen den — Riesen, böse eingeklemmt zwischen zwei Felsblöcken. „Ihr kommt mir gerade recht, Müller", brüllte der Riese, „her mit Euch und zugepackt!" — „Hoho!" erwiderte der Müller und trat beherzt an die Felsspalte heran. „Was ist geschehen, Euer Gnaden? Seid gefangen wie ein Fuchs im Eisen — he?" — „Spottet nicht, Müller!" grollte der Riese. „Wenn Ihr mir aufhelft, soll's Euer Schade nicht sein!" Das war nun freilich leicht gesagt. Der Müller band den Esel an einen Baumstamm und zog dann an den Riesenschuhen, hernach einmal am Kopfe und an den Riesenhänden, schließlich rüttelte er an dem Felsen; aber der wankte nicht. Und der Riese lag eingeklemmt, kläglich wie zuvor. „Wartet!" tröstete der Müller. „Ich weiß etwas; geduldet Euch fein, ich bin bald wieder da." Und schon war er im Walde verschwunden. Nach einer guten Stunde aber schnaufte er heran, schwer bepackt mit einem langen, dicken, hanfenen Seil. Behende schlang er ein Ende des Seils um den Stamm einer mannsstarken Fichte, und das andere Ende drückte er dem Riesen in die Fäuste. Der begriff flugs und zog, zog, daß der Baum stöhnte und die Felsen knackten. Und ruck! Heraus war er! „Hier, nehmt!" rief der Riese froh. „Und geratet Ihr in Not, so pfeift dreimal, dann werd' ich Euch helfen." Damit gab er dem Müller ein zierliches Weidenpfeifchen. Und ehe der Mann noch danken konnte, hatte der Hochwald den Riesen verschlungen. „Ein schönes Pfeifchen!" meinte der Müller, und er verwahrte es wohl. Jahre gingen darüber hin, und der Müller hatte noch keinmal in das Pfeifchen geblasen. Da kam jedoch ein Sommer, und der geriet für den Müller nicht gut, denn der Wind blieb aus. Wohl standen im Geviert hundert Säcke Korn, jedoch dem Mahlstein fehlte die Kraft, und der Ritter mußte warten. Der Ritter aber war ein harter Mann. Er sandte Boten, die das Mehl fordern sollten. Da aber der Wind nicht ging, konnte der Müller keines mahlen. Und eines Tages sprengte der Ritter selbst den Michelsberg hinauf, herrschte zornig den Müller an und drohte, ihn aus dem Lande zu jagen, wenn anderntags das Mehl nicht auf der Burg wäre. Darob war der Müller tief erschrocken und dachte fürs erste nicht an das Weidenpfeifchen, das ihm wohl hätte helfen können. Eine lange, bange Nacht saß er in seinem Kämmerlein und lauschte und wartete auf den Wind, der nicht kam. Am frühen Morgen ging er aus der Mühle und sah traurig ins Land. Da entsann er sich des Pfeifchens und blies dreimal hinein. Wie aus der Erde gewachsen, stand der Alte aus dem Falkenwalde vor ihm und rief dröhnend: „Nun, Müller, wo fehlt es? Habt lange auf Euch warten lassen!" — „Ach, Herr", entgegnete zaghaft der Müller, „ich soll dem Ritter bis heute abend Mehl schaffen, aber es ist kein Wind und ich kann nicht mahlen." — „Ist's nur das", lachte der Riese gutmütig, „so seid ohne Sorgen! Geht in die Mühle und schüttet das Korn in den Mahlkasten, für den Wind laßt mich sorgen!" Und schon lief er mit Riesenschritten hinter die Mühle, spuckte dreimal kräftig in die Hände, griff in die Flügel und hub an, sie zu drehen, als sei es ein lustiges Kinderspiel. Mit Huiii und Hooo flogen die Flügel herum, immer schneller. Und in der Mühle klapperte das Mahlwerk, knirschten und tanzten die Mühlsteine, daß es nur so eine Art hatte. Und der Müller lachte und lachte und wischte sich die Stirn, wenn er einen neuen Sack goldgelbe Körner einschüttete. Und als am Abend des Ritters Fuhrknechte kamen, war alles Korn gemahlen und alle Not zu Ende.

Der gute Storch. Eine Geschichte in vier Bildern von Carlchen.

Ein Knochen duftet delikat
Für Fips, der großen Hunger hat!

Der gute Fips verschluckt sich sehr,
Bekommt fast keinen Atem mehr.

Der Klapperstorch ist hilfsbereit
Mit seinem Schnabel jederzeit.

Du guter Storch, ich danke sehr,
Denn ohne dich lebt ich nicht mehr!

Der unzerreißbare Zwirn.

Ein Schneider, der auf Wanderschaft war, kam durch einen großen Wald. Trotzdem man ihn in der Herberge gewarnt hatte, den Wald zu betreten, da ein schrecklicher, langbärtiger Riese ihn unsicher mache, schritt der Schneider doch furchtlos weiter und immer weiter. Und plötzlich stand, wie aus dem Erdboden gewachsen, der Riese vor ihm. „Guten Abend, Herr Riese!" sagte der Schneider und zog seine Mütze. „Lassen Sie mich freundlichst vorbei, damit ich noch die Herberge erreiche; ich habe Hunger und bin müde!" — „Du scheinst mir ja ein ganz tapferer Schneider zu sein!" lachte der Riese und fletschte seine Zähne, die so groß waren wie ein Scheunentor. Dabei fuhr er sich mit der rechten Hand durch seinen Bart, der ihm bis auf den Bauch niederhing. „Ich habe Arbeit für dich!" rief der Riese weiter und setzte sich nieder, wobei vier Bäume unter ihm zusammenbrachen. „Nimm deine Schere und schneide mir meinen Bart bis ans Kinn ab. Aber schnell und gut, sonst kostet es dir dein Leben!" — „Das will ich gern machen!" sagte der Schneider, zog seine Schere aus dem Ränzel, kletterte am linken Arm des Riesen hoch, hielt sich an seiner Nase fest und schnitt den langen, schwarzen Bart ab. Aufmerksam betrachtete der Riese sein Gesicht in einem nahegelegenen Teich. Und die Arbeit gefiel ihm gut. „So, nun kannst du weiterziehen!" sagte der Riese und verschwand im Walde. Der Schneider aber packte zum Andenken die Barthaare des Riesen zusammen und steckte sie in sein Ränzel. Dann marschierte er weiter.

In der Herberge angekommen, hörte der Schneider, daß der König des Landes demjenigen seine wunderschöne Tochter zur Frau geben wollte, der ihm die Knöpfe an seinen vielen, vielen Wämsern und Röcken so fest annähen könne, daß sie niemals absprängen. Da hatten schon viele Schneidergesellen versucht, die Knöpfe anzunähen. Aber der König ließ zwei Pferde vor einen Knopf spannen — und ratsch war der bestangenähte Knopf ab. Unser Schneider, der im Walde das Abenteuer mit dem Riesen gehabt hatte, meldete sich auch und wurde vor den König geführt. Spöttisch fragte ihn der König, ob er sich die Arbeit zu machen getraue. Und der Schneider bejahte. „Na, da bin ich aber gespannt wie ein Fiedelbogen!" lachte der König und stieß seine Tochter mit dem Ellbogen an. Und wie sich der König so gegen seine Tochter neigte, da sprang mit lautem Knall ein Knopf von seinem Rock und mitten in einen wertvollen Spiegel hinein. „Da hast du gleich ein Beispiel von der Arbeit deinesgleichen!" brüllte der König, zog seinen Rock aus und warf ihn dem Schneider an den Kopf. „Und nun an die Arbeit!" Der Schneider öffnete sein Ränzel und nahm einige Barthaare des Riesen heraus, zog ein Haar durch seine Nadel — und flugs war ein Knopf angenäht. „So!" rief der Schneider und reichte den Rock dem König. „Nun lassen Eure Majestät mal probieren, ob der Knopf abspringt!" Drei Leibgardisten zogen auf Befehl des Königs an dem Knopf — er hielt fest. Zwei Pferde wurden in den Saal geführt und an den Knopf gespannt. Er hielt! „Nun vier Pferde!" schrie der König. Aber auch vier Pferde konnten den Knopf nicht abreißen! Der Schneider aber wurde königlicher Oberknopfannäher und bekam die Prinzessin zur Frau.

Onkel Heinrich.

Kikeriki! — Der Tag erwacht,
Die Sonne schon vom Himmel lacht.
Da öffnet sich des Stalles Tor.
Herr Frühauf tritt zuerst hervor;
Frau Anna folgt mit stolzem Schritt
Und bringt Frau Ursula gleich mit.
Mit kräftig lautem Hahnenschrei
Begrüßt Herr Frühauf alle zwei.
Er kratzt mal da und kratzt mal dort,
Und jagt die Sperlingsstrolche fort.
Es kommen nun, still und bescheiden,
Denn sie sind etwas zart, die beiden,
Franziska und das kleine Klärchen,
Ein gutes Eierlegepärchen.
Zuletzt — sie legte noch ein Ei —
Eilt rasch Frau Monika herbei.
Tuck-Tuck! Jetzt sind sie alle da,
Die Damen und der Herr Papa!
Nun aber rasch das Futter her,
Sonst gibt es keine Eier mehr.

Ki-Ki.

Kinder, ihr könnt euch kaum denken, was Krops für ein strubbelborstiger, schmutziger Schnauzerhund war. Er lebte auf dem Dampfschiff Ohio, das alle 14 Tage einige hundert Menschen aus dem Lärm und der Unrast Neuyorks nach dem herrlichen amerikanischen Staat Florida brachte, wo die Sonne das ganze Jahr heiter über ein Meer der herrlichsten Blüten scheint. Ihr könnt euch denken, daß die Reisenden auf diesem Dampfer, in dessen herrlichen Zimmern und Sälen es nur so glitzert, in recht guter Stimmung waren. Aber es gab auf dem vornehmen Schiff auch Leute, denen es nicht zum Lachen und Scherzen war. Das waren die Heizer und Kohlenzieher, die ganz drunten im Schiffsbauch die Dampfkessel schüren mußten. Alle vier Stunden werden sie abgelöst, denn in der Hitze und in der dumpfen, stickigen Luft kann man nicht länger als vier Stunden arbeiten. Nach vier Stunden Ruhe in engen Kojen geht es dann wieder nach unten. In diesen Kojen oder drunten vor den Feuern zwischen den Kohlen lebte Krops. Könnt ihr euch wohl vorstellen, wie das kleine, schon von Natur ein bißchen häßliche Kerlchen, dem die langen Strubbelhaare wirr über die Augen und um die Schnauze hingen, meist ausgesehen hat? Auf dem Rücken hatte er an einer überhandgroßen Stelle keine Haare mehr. Es waren einmal einige glühende Kohlen auf sein Fell gefallen. Die Matrosen hatten ihn als kleines Hündchen in einer großen Hafenstadt aus dem schmutzigen Wasser gefischt, in dem sein übelgesinnter Herr ihn hatte ertränken wollen. Seither war er auf dem Schiffe. Manchmal fuhr ihm ein Heizer liebkosend mit den schwarzen Händen durchs Fell; noch öfter aber wurde er von einem derben Schuh mißlaunisch zur Seite gestoßen. Da lag er dann oft stundenlang ängstlich blinzelnd in irgendeiner schmutzigen Ecke. Einmal kam Krops laut bellend, wie er es noch nie getan hatte, in die Kojen gesprungen. Die Kohlenzieher schimpften böse, denn er hatte sie aus dem Schlafe geweckt. Einer warf einen Schuh nach ihm. Aber er hörte nicht auf zu bellen. Er sprang an einem Bett hinauf und packte einen der Heizer am Hemdärmel. Der stand auf, warf Krops nicht gerade sanft vor die Tür und sperrte sie zu. Als der Hund aber hohl und heiser weiterheulte und an der Tür kratzte, machte er sich doch Gedanken über dieses merkwürdige Verhalten. Er stand auf und öffnete die Tür wieder. Da zog ihn Krops mit verzweifelten Anstrengungen an der Hose. Der Heizer folgte dem Hunde, der aufgeregt zum Heizraum sprang. Ein dicker Rauch stieg von drunten herauf, so daß der Heizer nicht ganz hinuntersteigen konnte. Der Qualm nahm ihm den Atem. Aber er sah, daß drunten die Kohlenhaufen vor den Feuern brannten. Die vier Männer drunten lagen in dem engen Kesselraum am Boden. Sie hatten jedenfalls das Feuer, das aus einem Schürloch herausgefallen sein mußte, zu löschen versucht und waren von den starken Kohlengasen betäubt worden. Der Heizer rannte, von dem laut bellenden Krops begleitet, in die Kojen zurück, um die anderen zu Hilfe zu rufen. — Es war ein schweres Stück Arbeit, bis man von oben das Feuer im Heizraum gelöscht hatte. Allerhöchste Zeit war es gewesen; denn die Flammen hatten schon in die Kohlenräume hineingeleckt. Es glückte, die vier Männer von unten heraufzuholen und durch künstliche Zufuhr frischer Luft wieder zum Bewußtsein zu bringen. Alle Hände hatten dann noch vollauf zu tun, um den von dem Spritzwasser überschwemmten Feuerraum wieder in Ordnung zu bringen. Als alles wieder gesäubert war, suchten die Heizer Krops, der das Schiff und so viele Menschenleben gerettet hatte, aber er war nirgends zu finden. Endlich zog man ihn zitternd und ängstlich winselnd aus einer Ecke. Er fürchtete, für sein wildes Gebell bestraft zu werden. Er öffnete die Augen erst ganz, als ihm die Seeleute über seine widerspenstigen Haare fuhren und die besten Leckerbissen brachten. Am Abend kam der Kapitän des Schiffes mit ernstem Gesicht in den großen Tanzsaal, wo die meisten Reisenden fröhlich versammelt waren. Aber wie erstaunt waren die, als sie auf dem Arm des hohen Herrn einen verrußten, zottligen, grauen Schnauzerhund sahen, der einen häßlichen, haarlosen Brandfleck auf dem Rücken hatte. Manche wandten sich weg. Der Kapitän erzählte kurz, in welch großer Gefahr das Schiff gewesen sei und daß Krops es gerettet hätte. Da drängten sich auf einmal alle um den Schnauzer. Soviel Gutes wie an jenem Abend hatte er in seinem Leben nie erfahren. — Als der Dampfer in den nächsten Hafen einfuhr, stand Krops sauber gewaschen und mit einer feinen blauen Schleife um den Hals oben vorne auf dem Schiff. Einige Tage später kam sogar sein Bild in alle Zeitungen. Aber denkt nicht, er sei deswegen hochmütig geworden. Am liebsten ist er doch immer wieder aus den feinen Zimmern hinausgewichen und hat schnell einen Besuch drunten bei seinen liebsten Freunden, bei den Heizern, gemacht. Wenn er dann manchmal mit schwarzem Fell zurückgekommen ist, hat ihm das niemand mehr übelgenommen.

Lustige Geographie

Eine Reise von Köln nach Berlin: Ersetze die Punkte durch Buchstaben, und dann hast du die Städte, die auf der Fahrt berührt werden.

Lösung: Duisburg, Essen, Dortmund, Minden, Hannover, Stendal

Landesbibliothek Oldenburg

Junkerkabinett und Kleinbauernnot.

Ein Kapitel deutscher Dorfgeschichte.

Von Hermann Tempel.

Es ist ein tragisches Verhängnis, daß gerade die Berufsschicht, der der Volksstaat am meisten Opfer gebracht hat, um ihr die Anpassung an die Umwälzung auf dem Weltmarkte zu erleichtern, daß gerade die Bauernschaft in ihrer Masse mit dem blindesten und heißesten Haß ihm Urfehde angesagt hat. Alles das, was Krieg, Krise und Radikalismus auch der Landwirtschaft an Zerstörung zugefügt haben, dieses ganze ungeheure Schicksal einer Nation, verwandelt sich dem Bauern unter dem Einfluß einer unausgesetzten giftigen Propaganda in eine einzige ungeheure Schuld des Staates. Demokratie und Sozialismus, Bonzentum und System, das sind die Teufel, die in seiner politischen Phantasie die Hölle der Gegenwart verschuldet haben. Erst wenn sie vertrieben, vertilgt, gehenkt worden sind, erst dann kann der Messias Hitler das Paradies des Dritten Reiches begründen.

Dort allerdings, wo es Pionieren unserer Aufklärungsarbeit gelungen ist, die Isolierschicht der republikfeindlichen Presse zu zerstören und die Leistungen und Anstrengungen des Volksstaates den Bauern zu Bewußtsein zu bringen, dort vor allem, wo es möglich war, eigene fortschrittliche Kleinbauernorganisationen aufzubauen, in solchen Gebieten hat sich die Republik auch das Land und nicht zuletzt seine Jugend erobern können. Wir haben z. B. in Nordwestdeutschland immer noch feste und große bäuerliche Verbände, die dem Hitlerrausch gegenüber ganz nüchtern geblieben sind. Sie wissen, was die Republik für sie getan hat.

Aus der Fülle der Tatsachen, die für sich sprechen, seien hier zwei Probleme dargestellt, die die Lebensinteressen der Millionenschicht des bäuerlichen Proletariats umfassen und gerade in diesen Wochen in dörflichen Versammlungen ganz klar herausgestellt werden müssen: der Kampf der Sozialdemokratie um eine neue Bodenverteilung und der Kampf um ein neues Bodenrecht. Anders gesagt das Ringen um die Siedlung und um den Pächterschutz.

Die Bodenverteilung in Deutschland ist noch immer ein schreiendes Unrecht und ein ökonomischer Widersinn.

Noch nicht zwanzigtausend Großgrundbesitzer haben mehr als zwanzig Prozent der gesamten landwirtschaftlich nutzbaren Fläche zu Eigentum, während drei Millionen Zwergbetriebe mit einhalb bis zwei Hektar Land sich auf einer Fläche zusammenpferchen müssen, die nur sechs Prozent des deutschen Bodens umfaßt!

Dabei ist noch das Heer der Parzellen- und Kleingartenpächter völlig unberücksichtigt geblieben. Fünfzehn der größten Besitzer verfügen allein über eine halbe Million Hektar Land. An der Spitze steht Wilhelm von Hohenzollern mit 96 000 Hektar. Nachdem Sozialdemokraten und Kommunisten im Volksentscheid — leider vergeblich! — diese Riesenfläche dem Volk nutzbar machen wollten, hat er sich in den Schutz Hitlers und seiner SA. geflüchtet. Er weiß, warum!

Herrengüter sind Land ohne Volk. Im Osten gibt es weite fruchtbare Gebiete, die dünner bevölkert sind als Sibirien. In jahrhundertelangem Kampf haben die Junker den Bauer von Haus und Hof vertrieben. Noch im 19. Jahrhundert wurde weit über eine Million Hektar Bauernland den Herrengütern zugelegt. Der deutsche Landarbeiter entwich vor der Reitpeitsche der Inspektoren in die Industriestädte des Westens und überließ die Schnitterkasernen den polnischen Saisonarbeitern.

Mehr als zweieinhalb Millionen Menschen wanderten im letzten Jahrhundert aus Pommern, Preußen und Schlesien ab, darunter aus Ostpreußen allein fast eine Million.

Der Osten ist unter der Junkerherrschaft blutleer geworden bis zur Erschöpfung. Die Versuche der Ansiedlungskommission in den Vorkriegsjahren vermochten daran nichts zu ändern. In den letzten drei Jahrzehnten des Kaiserreichs sind alljährlich im Durchschnitt nur 750 neue Bauernstellen geschaffen worden, während Hunderttausende in die Städte entflohen.

Was hat demgegenüber die Republik getan? Die Republik mit ihren Nöten und ihrer Armut? Sie erließ am 11. August 1919 das Reichssiedlungsgesetz, dessen Ziel eine Jahresleistung von 10 000 neuen Bauernstellen war. Langsam, durch Inflation und Reaktion gehemmt, kam das Werk in Fluß. Unter Führung der Sozialdemokratie wurde die Finanzierung gesichert. Mehr als fünfhundert Millionen Mark konnten an Reichs- und Staatsmitteln flüssig gemacht und in die Ostsiedlung hineingeleitet werden. 1930 und 1931 wurde das Ziel erreicht: 10 000 Bauernhöfe in jedem Jahr!

Insgesamt ist die Zahl der aus öffentlichen Mitteln finanzierten Neusiedlungen seit 1924 auf weit über 40 000, die Zahl der Anliegersiedlungen (Abrundung zu kleiner Altstellen durch Landzulagen) auf etwa 110 000 und die Zahl der Landarbeiterheime (Eigen- und Werkwohnungen) auf 40 000 bis 50 000 zu veranschlagen.

Das heißt: die Republik hat im Osten allein an Neusiedlungen jede Woche fünf Bauerndörfer zu je 40 Stellen gegründet. Sie hat damit jedes Jahr 50 000 Menschen eine neue Heimat gegeben. Eine Tat, die wir immer und immer wieder den 300 000 städtischen Wohnungen pro Jahr, neben der Arbeitslosenversicherung und neben dem Kulturwillen der Gemeinden als repräsentative Energieleistung des „Systems“ dem öffentlichen Gewissen zu Bewußtsein bringen müssen. Das System, das ist Wohnungsbau, Sozialgesetzgebung und nicht zuletzt auch Siedlung.

Unsere Hauptarbeit in den Parlamenten galt dabei nicht nur dem zahlenmäßigen Ziel der 10 000 Stellen, sondern vor allem auch der Umformung der Gesetzgebung.

Wir wollen nicht Großbauern ansetzen, sondern mittellose Landarbeiter und Kleinstbauern.

Heute sind durch die Einfachsiedlung die Kosten und damit die Belastung einer neuen Stelle auf die Hälfte herabgedrückt worden. Im äußersten Fall kann auf Baranzahlungen verzichtet werden, wenn der Bewerber beim Ausbau mitarbeitet und dazu etwas totes und lebendes Inventar bei der Betriebsübernahme aufbringt.

Die Regierung Hitler-Papen hat diese ganze Entwicklung lahmgelegt. Sie hat Brünings Siedlungspläne, 2 Millionen Morgen bankerotten Junkerlandes im Wege der Zwangsversteigerung billig zu erwerben und darauf — zugleich produktive Arbeitsbeschaffung! — 40 000 Bauernhöfe zu errichten als Siedlungsbolschewismus abgelehnt. Brüning mußte nicht zuletzt deshalb gehen. Die Junker triumphierten.

Eine Lebensfrage für das ländliche Proletariat neben der Siedlung ist das zweite große Problem des Bodenrechts, das Pachtrecht. Wir haben in Deutschland etwa anderthalb Millionen kleinbäuerliche Pächter und Zupächter, die schutzbedürftig sind. Das Vorkriegsdeutschland hat auch diese Frage im wesentlichen nur als einen Rechtsschutz für den Bodeneigentümer, den Verpächter, behandelt. Erst der Volksstaat hat der Rechtsauffassung Platz gemacht, daß nicht nur der, der die Pacht einstreicht, sondern auch der, der den Acker bearbeitet, ein Anrecht auf den Boden hat. Diese sozialistische Rechtsidee ging dabei stets von drei Forderungen aus:

Schutz gegen willkürliche Kündigung, Schutz gegen Pachtausbeutung, Anspruch auf Ersatz der dauernden Betriebsverbesserungen, wenn der Pächter zur Aufgabe der Pachtung genötigt wird.

Das erste Pachtrecht dieser Art stammt vom Juni 1920 und ist unser Werk. Unvollkommen noch, aber immerhin ein Antrag. Kaum war — unter Luther — die Sozialdemokratie in die Opposition gedrängt, als per Verordnung der Pachtschutz sofort wieder aufgehoben wurde. In zähem parlamentarischen Kampf aller Linksparteien wurde dann die Pächterschutzordnung wieder hergestellt, ausgebaut und jeweils von zwei zu zwei Jahren verlängert.

Wir drängten ständig auf die Vorlage eines umfassenden Landpachtgesetzes. Wir forderten als Abschlagszahlung eine allgemeine Senkung aller Pachten durch Reichstagsbeschluß und einen absoluten Schutz gegen Kündigung bei wirtschaftlicher Not.

Unsere Anträge 1191 vom 14. Oktober 1931 und vor allem 1490 vom 18. März 1932 sprachen eine deutliche Sprache. Es gelang uns, ihre Annahme in den Ausschüssen mit großen Mehrheiten durchzusetzen. Auch das Reichstagsplenum, dem sie am letzten Tage seiner Beratungen vorlagen, hätte wahrscheinlich eine wenn auch knappe Mehrheit ergeben. Dann kamen die Rüpelszenen der Nationalsozialisten um Helmut Kloß und machten die Beratungen der Parlamente unmöglich. Das Kabinett Papen-Hitler löste den Reichstag auf und den Pächtern ging damit buchstäblich im letzten Augenblick der Erfolg einer jahrelangen Arbeit verloren.

Eines sollte dem Kleinbauern klar sein: das Schicksal der Siedlung und das Schicksal des Pachtschutzes ist aufs engste verbunden mit dem politischen Schicksal der Sozialdemokratie. Junker und Großbauer halten starr an dem alten Bodenrecht fest. Junker und Großbauer — das sind Hitler und seine Freunde im Adelskabinett! Will der Kleinbauer frei werden, so muß er mit uns zusammen das Banner der Republik gegen seine Bedränger verteidigen. Der 31. Juli wird auch über die Zukunft des deutschen Bauern und seines Bodens entscheiden.

Die ältesten Friedensgesellschaften.

Die erste Friedensgesellschaft wurde im Jahre 1816 in London von den Quäkern William Allan und Tragelace Price gegründet. Im Jahre 1828 folgte in Amerika die Gründung der amerikanischen Friedensgesellschaft. Auf dem europäischen Festlande wurde der erste Friedensverein im Jahre 1830 in Genf gegründet, das also auf diesem Gebiete eine alte Tradition hat. Ein erster Friedenskongreß wurde im Jahre 1843 in London abgehalten. Ein besonderer Vorkämpfer der Friedensbewegung in dieser Zeit war der amerikanische Grobschmied Elihu Burrit. Er hatte sich durch unermüdlichen Fleiß ein großes Wissen angeeignet und wurde allgemein „der gelehrte Grobschmied“ genannt.

Der „Schrecken des Spreewaldes“

Zwanzig Brandstiftungen eines Jugendlichen.

Vor dem Kottbuser Schöffengericht stand der 20jährige Friedrich Neumann aus Werben, dessen Taten vor einiger Zeit eine wahre Panik bei der Bevölkerung des Spreewaldes ausgelöst haben. Nicht weniger als 20 Brandstiftungen werden dem jungen Mann zur Last gelegt. Scheunen, Wirtschaftsgebäude, Magazine, Gerätescheuppen — all diese Gebäude ließ Friedrich Neumann in Rauch und Flammen aufgehen, ohne daß man den geheimnisvollen Brandstifter ermitteln konnte.

Die Brände brachen regelmäßig in der Nacht zwischen elf und zwei Uhr aus. In allen Fällen konnte festgestellt werden, daß der Brandstifter einen regelrechten Feuerherd angelegt hatte, so daß er nur ein Streichholz zu entzünden brauchte, um die Katastrophe zu stiften. In vielen Fällen wurden auch die Nachbargebäude ein Raub der Flammen und die Verzweiflung der Besitzer war um so größer, als sie vielfach nicht versichert waren.

Ein reiner Zufall führte zur Entdeckung des Täters; er

verriet sich durch übermäßige Hilfsbereitschaft.

Bei einem Scheunenbrand war Neumann als einer der eifrigsten Retter mit am Werk; ohne auf die Gefahr zu achten, drang er mehrere Male in die brennende Scheune ein und holte von dort das Inventar heraus. Der Feuereifer des Jungen erweckte den Verdacht eines Oberlandjägers. Er nahm den Burschen ins Gebet und sagte ihm auf den Kopf zu, daß er den Brand gelegt habe. Neumann leugnete verlegen, als er jedoch ins Kreuzverhör genommen wurde, legte er ein Geständnis ab. Er gestand auf den ersten Anhieb 22 Brandstiftungen ein, von denen er die erste schon als zehnjähriger Junge begangen haben sollte. Die erregte Bevölkerung wollte ihn lynchen; er konnte nur mit Mühe vor der Wut der Menge geschützt werden.

In der Verhandlung, zu der keine Zeugen geladen waren, präsentierte sich Neumann als schmächtiger, unscheinbarer Bursche von wenig intelligentem Aussehen. Sein Vater ist im Krieg gefallen, die Mutter schien ihn nicht besonders zu lieben, so daß der Junge sich lieber in Kneipen herumtrieb, ohne aber Anschluß an Alterskameraden zu suchen. Bei allen Bränden, die er selbst legte, half er eifrig mit löschen.

Vors.: „Warum haben Sie denn die Brandstiftungen begangen?“

Angekl.: „Ich habe früher einige Male Brände gesehen und da bin ich darauf gekommen.“

Vors.: „Empfanden Sie Freude am Anblick des Feuers?“

Angekl.: „Ich konnte nicht schlafen, wenn mich dieser Gedanke beherrschte.

Nur wenn ich Feuer legte, fand ich meine Ruhe wieder.“

Neumann war von dem Direktor der Landesheilanstalt Sorau, Dr. Baumann, auf seinen Geisteszustand untersucht worden. Der Psychiater stellte bei ihm angeborene Geistesschwäche neben einem ausgeprägten Geltungsbedürfnis fest. Der junge Mann habe an Schlaflosigkeit gelitten; das Anlegen von Bränden brachte ihm Beruhigung. Allerdings habe er sich dabei keineswegs in einem Dämmerzustand befunden.

Das Gericht verurteilte den Angeklagten zu zwei Jahren Gefängnis unter Anrechnung von sechs Wochen Untersuchungshaft. In der Urteilsbegründung wurde erklärt, daß Neumann in zurechnungsfähigem Zustande gehandelt habe und für seine Taten verantwortlich sei.

Immer mehr

sieht man auf den Straßen! Tausende aber fehlen noch!

Achtet auf den Nebenmann!

Die Pfeile muß jeder Freund der Freiheit tragen! — **Die Pfeile müssen das Straßenbild beherrschen!**

Im Partei- und Reichsbannerbüro, im Gewerkschaftshaus und in der Volksbuchhandlung sind Pfeile zu haben.

Die Freiheitspfeile sind das Symbol unserer Gesinnungsgemeinschaft!

Frage und Antwort.

Frage den Nazi,

ob er den „Kampf“ der nationalsozialistischen Führerschaft gegen die Notverordnungen und besonders auch gegen das Reparationsabkommen von Lausanne, das die von den Nazis mit vorbereitete Regierung von Papen abgeschlossen hat, für ehrlich hält.

Sage ihm,

daß die Nationalsozialistische Partei während der dreiwöchigen Dauer der Lausanner Konferenz kein Wort des Widerspruchs gegen die Verhandlungstaktik der deutschen Delegation gesprochen oder geschrieben hat, obgleich von vornherein feststand, daß der Reichskanzler von Papen grundsätzlich eine deutsche Abschlußzahlung zugesagt hatte. Die Nazis haben vor allem auch nicht dagegen protestiert, als von Papen wiederholt in Lausanne behauptete, er vertrete im Gegensatz zu seinen Vorgängern auch die „nationalen“ Kreise des deutschen Volkes. Stillschweigend haben die Nazis den Schwindel mitgemacht, der darin besteht, daß die drei Milliarden, die Deutschland nach dem Lausanner Abkommen zu zahlen hat, nicht mehr als „Reparationen“, sondern als „Beitrag zum europäischen Wiederaufbau“ bezeichnet werden, obgleich das Ergebnis natürlich gleichgültig ist. Jetzt, nachdem die von den Nazis mit herbeigeführte Regierung von Papen sich zu Reparationszahlungen von drei Milliarden verpflichtet hat, nachdem auch alle politischen Forderungen dieses Kabinetts der „Nationalen Konzentration“ abgelehnt worden sind, jetzt tun die Nazis so, als seien sie Gegner der außenpolitischen Entscheidungen ihrer Regierung. Sie bekämpfen die Lausanner Niederlage von Papens, weil Deutschland vor einer Reichstagswahl steht. Plumpe Demagogie ist also dieser Theaterdonner der Nazis.

Frage den Nazi-Wähler,

ob er wirklich glaubt, daß die Nazis Gegner der Notverordnungen sind und daß sie den Versailler Vertrag zerreißen würden, wenn sie unmittelbar an die Macht gelangten, wie sie es jahrein, jahraus dem Volke vorgelogen haben.

Sage ihm,

daß Adolf Hitler persönlich am 12. März 1932, dem Tage vor der ersten Reichspräsidentenwahl, in Erwartung eines sicheren Sieges, der Presse folgende Mitteilung übergab:

Ich werde keineswegs nun sofort alle Notverordnungen der Regierung Brüning rückgängig machen, und ich werde ebenso wenig sofort verkünden, daß nun der Vertrag von Versailles zerrissen werde. Die Notverordnungen sowohl wie der Versailler Vertrag haben Tatsachen geschaffen, die man nicht einfach dadurch abändern kann, daß man die Notverordnungen aufhebt und den Vertrag zerreißt. Diese Verordnungen werden dann rückgängig gemacht werden, wenn wir etwas geschaffen haben, was an ihre Stelle treten kann, und der Versailler Vertrag wird dann erledigt sein, wenn auf einer neuen Konferenz an seiner Stelle ein anderer Vertrag abgeschlossen wird.

Diese Erklärung von Adolf Hitler beweist besser als alles andere, daß auch der neu Sturmlauf der Nazis gegen die Notverordnung und — was hier besonders interessiert — gegen das Lausanner Abkommen und der Versailler Vertrag schlimmster Volksbetrug ist.

Eine Bestie.

In dem Bukarester Stadtteil Colentina wurde eine aus Siebenbürgen stammende Ungarin Maria Nagy von der Polizei verhaftet, weil sie ihren Mann länger als ein Jahr in einem Käfig gefangen gehalten und unmenschlich gequält hat. Nagy, der von Beruf Maurer war, wurde vor zwei Jahren infolge einer starken Erkältung arbeitsunfähig. Eine Gliederlähmung fesselte ihn schließlich ganz ans Bett. Seine Frau ging nun mit einem Untermieter ein Liebesverhältnis ein, das sie dem Kranken nicht einmal verheimlichte. Als Nagy eines Tages Einspruch erhob, wurde er von seiner Frau und ihrem Liebhaber so furchtbar geschlagen, daß er taub wurde. Schließlich sperrte das bestialische Weib den Mann in einen von ihrem Liebhaber hergestellten Käfig ein, wo sie ihn im buchstäblichen Sinne des Wortes lebendig verfaulen ließen. Fast dreizehn Monate lang lag der Kranke in seinem Verließ, Nahrung bekam er selten, um so mehr aber Prügel. Erst als die Polizei durch eine Anzeige auf die Vorgänge in der Wohnung Nagys aufmerksam wurde, konnte der unglückliche Mann, in Lumpen gehüllt, von Ungeziefer zerfressen und halb verliert und verhungert aus seinem furchtbaren Gefängnis befreit werden. Als die Polizei die Frau und ihren Geliebten abführte, mußte sie große Anstrengungen aufbieten, um die beiden Unmenschen vor der Lynchjustiz der empörten Menge zu schützen.

Sklavenhandel vor fünfzig Jahren.

Welchen Umfang der Sklavenhandel noch hatte, nachdem er offiziell in den meisten Kulturländern verboten worden war, geht aus einer Berechnung des Kardinal Lagiverio hervor. Danach sollen noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts alljährlich zwei Millionen Menschen Opfer des Sklavenhandels gewesen sein. Kuba hat ihn überhaupt erst 1880 offiziell aufgehoben.

Landesbibliothek Oldenburg

Nordwestdeutsche Rundschau.

Schaar. Familientag. Uns wird berichtet: Ihren Familientag feierte die Familie Albers im „Grünen Hof" in Schaar. Von hier und außerhalb kam jung und alt, um an dem Feste teilzunehmen. An mit Blumen geschmückter Tafel ließen sich 72 Familienangehörige nieder. Nach Verlesen des „Ersten Familienprotokolls 1931" gedachte man der im letzten Jahre verstorbenen Familienmitglieder und nach Aufstellung des diesjährigen wurden die Briefe und Glückwünsche der nicht anwesenden Angehörigen (zum Teil aus weiter Ferne) verlesen. Da gab es viel Spaß und Gelächter über deren Inhalt, so recht ostfriesisch von Aurich, denn da ist die echte Heimat im Moor. Alles biedere Ostfriesen, einfach und schlicht! Bei der Kaffeetafel gab auch die Familienkapelle: Handharmonika, Mandoline, Gitarre, Mundharmonika usw., ihr Bestes her. Es wurde gesungen, gescherzt und auch getanzt, so richtig alte Walzer für Tante Hanne und Onkel Albert; alles war in Stimmung, jung und alt. Das dritte Familienfest ist in Jever im Juli 1933. Mögen sie alle sich wieder bei bester Gesundheit zusammenfinden!

Heidmühle. Spalter an der Arbeit. Bei der hiesigen Stempelstelle versuchten einige Auswärtige, für eine Liste der Erwerbslosen zur Reichstagswahl Propaganda zu machen. Keine Partei hätte bisher etwas für die Erwerbslosen getan, keine Partei sei dafür eingetreten, daß den Generaldirektoren und anderen großen Gehaltsempfängern die Riesengehälter gekürzt würden. Die Erwerbslosenliste sei unpolitisch, die Wähler derselben könnten ihrer bisherigen Partei ruhig weiter angehören, doch stimmen müßten sie für die Erwerbslosenliste. So lauten die Phrasen dieser Spalter. Ist übergroße Dummheit die Triebfeder ihres Vorgehens, oder sind sie bezahlte Knechte der Reaktion, welche ein Interesse daran hat, daß die Arbeiterschaft in möglichst kleine, ohnmächtige Gruppen zerspalten wird. Erwerbslose, laßt euch nicht irre machen. Nur einer starken Partei ist es möglich, für euch einzutreten. Die Sozialdemokratie ist immer, so weit wie es in ihrer Macht stand, für die Erwerbslosen eingetreten. Diese Partei wirksam zu stärken, das ist die Pflicht aller Erwerbslosen in ihrem eigenen Interesse. Darum heißt die Parole am 31. Juli: Alle Stimmen für die Liste der Sozialdemokratischen Partei!

Heidmühle. Arbeiter-Samariter-Uebung. Am morgigen Sonntag veranstaltet der Arbeiter-Samariter-Bund, Kolonne Heidmühle, mit den Kolonnen Varel und Wilhelmshaven-Rüstringen auf dem hiesigen Bahnhof eine größere Uebung, wobei auch die hiesige Freiwillige Feuerwehr mitmacht. Einen regen Besuch erwartet die Kolonne. Die Uebung beginnt gegen 11 Uhr vormittags unter Leitung des Bezirkstechnikers.

Westerstede. Verkehrsunfall mit tödlichem Ausgang. An der Straßenkreuzung bei der Gastwirtschaft Heinemann in Hollwege rannte der 2jährige Hausjohn Frerichs aus Felde, als er an der Kreuzung die Staatsstraße überqueren wollte, in voller Fahrt gegen einen aus Westerstede kommenden Personenwagen. Frerichs zertrümmerte beim Zusammentennen mit dem Wagen mit seinem Kopf die Autoscheibe und wurde dann, sich überschlagend, etwa zehn Meter weit fortgeschleudert. Bei dem furchtbaren Sturz erlitt F. einen Schädelbruch, dem er sofort zum Opfer fiel. Durch den Zusammenprall ist die Steuerung des Personenwagens beschädigt, so daß der Wagen abgeschleppt werden mußte.

Rastede. Fest der Arbeit. Die gesamten Mitglieder der Eisernen Front Rastede beteiligen sich geschlossen an dem am Sonntag in Oldenburg stattfindenden „Fest der Arbeit". Die Radfahrer fahren pünktlich um 1.15 Uhr vom „Kleyhroker Hof" ab.

Rastede. Vom Arbeitersport. Die Rückspiele der ersten und zweiten Handballmannschaften der Freien Turnerschaft Rastede gegen die gleichen Mannschaften von Ohmstede finden heute abend auf dem hiesigen Sportplatz statt. Die letzten Spiele gewannen die Ohmsteder mit 60:42 und 45 : 30.

Rastede. Kleine Mitteilungen. Auf einem Spaziergang im Park, den ein Trupp kleiner Kinder unternahm, geriet ein zirka dreijähriges Mädchen in einen mit Schlamm und Morast angefüllten Graben. Von Erwachsenen, die in der Nähe waren, wurde die Kleine bald aus ihrer bangen Lage befreit und aufs Trockene gebracht. — Das Auto eines hiesigen Unternehmers verlor gestern plötzlich auf der Fahrt in Sidende ein Hinterrad. Infolge der mäßigen Fahrt kam das Auto mit leichteren Beschädigungen davon. — Die im letzten Herbst eingestellten Gleiserneuerungsarbeiten bei der Reichsbahn sind jetzt erneut in Angriff genommen worden, und zwar wird das Gleis vom „Ziegelhof" bis zum Hauptbahnhof erneuert. — 30 hiesige Arbeiter wurden vor einigen Tagen für Ausbesserungsarbeiten an der Strecke Oldenburg—Bremen von der Reichsbahn eingestellt. — Eine Kommission der Wiefelsteder Feuerwehr unternahm eine Besichtigungsfahrt nach Zwischenahn und Edewecht, um die Einrichtungen der dortigen Feuerwehren kennenzulernen. Die Wiefelsteder Feuerwehr beabsichtigt den Umbau ihres Zugwagens.

Zwischenahn. Nazis werfen Schnapsflaschen auf Radfahrer. Letzthin passierten mehrere aus Ostfriesland stammende Lastautos unseren Ort, welche Teilnehmer der Nazi-Demonstration in Bremen zurückbeförderten. Aus einem der Autos wurde eine Flasche auf Radfahrer mit dem Eisernen-Front-Abzeichen geworfen. Glücklicherweise wurde niemand getroffen. Die Passanten sprangen erschreckt von den Rädern. Auch eine Reihe Kinder befand sich unter den Radfahrern. Der Vorfall zeigt, welcher Art Elemente sich unter den zu Demonstrationen transportierten Nazis befindet.

Delmenhorst. Konkurs einer Einheitspreis-Artikel-Gesellschaft in Delmenhorst. In dem Konkurs über das Vermögen der Einheitspreis-Artikel-Gesellschaft m. b. H. in Delmenhorst erfolgt Schlußverteilung. Es sind verfügbar 1384 RM. Dieser Masse stehen etwa zehnmal so hohe Forderungen gegenüber, und zwar 779 RM. bevorrechtigte und 12 140 RM. nichtbevorrechtigte Forderungen.

Vechta. Beim Baden ertrunken. Ein hier zu Besuch weilender elfjähriger Schüler hat in dem ihm unbekannten Moorbach gebadet und ist dabei ertrunken. Der Junge konnte bald geborgen werden, die Wiederbelebungsversuche blieben jedoch erfolglos. — Ein Zimmerer aus Lohne, der sich in Köln aufhielt, ist dort beim Baden im Rhein ertrunken.

Lohne. Tödliche Folgen eines Fliegenstiches. In der Ortschaft Ehrendorf ist ein 23jähriges junges Mädchen durch die Folgen eines Fliegenstiches zu Tode gekommen. Das Mädchen hatte beim Stachelbeerensammeln einen Stich ins Gesicht erhalten wodurch eine so schwere Vergiftung hervorgerufen wurde, daß es einige Tage darauf starb.

Aurich. Schienenomnibus der Kleinbahn in Sicht. Wie von gut unterrichteter Seite verlautet, beabsichtigt die Kleinbahnverwaltung, nunmehr in allernächster Zeit den schon seit langem in Aussicht gestellten Schienenomnibus dem Betrieb zu übergeben. Der Omnibus soll zunächst auf der Strecke Wittmund—Aurich verkehren; er wird für 30 Personen Sitzgelegenheit bieten. Der Antrieb des Omnibusses erfolgt durch zwei Dieselmotoren. — Auf der Strecke Aurich—Leer soll, wie wir erfahren, der Omnibusverkehr, wie wir bereits mitteilen konnten, vorerst noch nicht Anwendung finden.

Aurich. Einen Monat Gefängnis wegen gefährlicher Körperverletzung. Die große Strafkammer Aurich verurteilte den Kaufmann O. S. aus Emden, der der NSDAP. angehört, wegen gefährlicher Körperverletzung zu einem Monat Gefängnis. Am 7. März d. J. war es vor dem SA.-Heim in Emden zu tätlichen Auseinandersetzungen gekommen, in deren Verlauf der Angeklagte mit einem Schulterrriemen auf einen Reichsbannermann einschlug. Das Emder Schöffengericht als erste Instanz hatte S. wegen Vergehens gegen Waffenmißbrauch und Körperverletzung zu einer Gesamtstrafe von vier Monaten verurteilt.

Max Reinhardts Ehescheidung unwirksam?

Die endlose Tragödie einer Künstlerehe. — Ein juristisches Labyrinth beginnt sich zu entwirren. — Max Reinhardt ist Tschechoslowake.

Die Angelegenheit der Ehescheidung Max Reinhardt — Else Reinhardt-Heims, die durch das rechtskräftige Scheidungsurteil des lettischen Obersten Gerichtshofes in Riga endlich erledigt zu sein schien, dürfte noch lange nicht zur Ruhe kommen. Nach Abschluß eines langwierigen, äußerst komplizierten administrativen Verfahrens, in dem schließlich das tschechoslowakische Innenministerium endgültig die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit Reinhardts, seiner Frau Else, geb. Heims, und ihrer beiden Söhne feststellt, wird nunmehr Frau Reinhardt-Heims vor dem Preßburger Kreisgericht auf Feststellung der Unwirksamkeit des Rigaer Urteils klagen. Der Erfolg dieser Klage, die sich auf § 114 des ungarischen Ehegesetzes stützen wird, erscheint sicher.

Unter der großen Zahl sensationeller Scheidungsaffären, deren letzter Akt sich im europäischen Reno, dem Scheidungsparadies Riga, abspielte, war der Fall Reinhardt derjenige, der, nicht nur in Deutschland, am meisten Aufsehen erregte. Der Grund hierfür war nicht nur, daß mit Max Reinhardt in seinem Mittelpunkt der erste Theatermann Europas stand; auch der Umstand, daß der viele Jahre währende erbitterte Kampf der beiden Eheleute nun endlich seinen — nicht gerade sehr befriedigenden — Abschluß gefunden hatte, spielte dabei eine große Rolle. Letzten Endes war man allerseits froh, daß die peinliche Affäre aus der Welt geschafft zu sein schien.

Aus diesen Gesichtspunkten heraus ist es zu verstehen, wenn die Entscheidung des Prager Innenministeriums, durch die das Rigaer Urteil praktisch bedeutungslos wird, überall das denkbar größte Aufsehen erregt.

Ein Rattenkönig von Paragraphen.

Die Feststellung von Reinhardts Staatsangehörigkeit war mit den allerschwierigsten, denkbar komplizierteste Erhebungen verbunden, wobei die sich auftürmenden Schwierigkeiten einzig und allein den verwickelten staatsrechtlichen Verhältnissen der österreichisch-ungarischen Nachfolgestaaten zuzuschieben sind. Nur ganz nebenbei spielte daneben der unruhige, wechselvolle Lebenslauf Max Reinhardts noch eine gewisse Rolle.

Am Ausgangspunkt stand fest, daß Wilhelm Goldmann, Max Reinhardts Vater, in Stupawa (Kreis Preßburg) geboren wurde und zweifellos ungarischer Staatsangehöriger war. Um das Jahr 1860 zog Goldmann nach Wien; aber er hat sich bis an sein Lebensende an zu Ungarn gehörig ausgegeben und wurde auch überall von den Behörden als Ungar behandelt. Damit erscheint auch die ungarische Staatsangehörigkeit seines ältesten Sohnes Max erwiesen, als dessen Geburtsort und Geburtsjahr Baden bei Wien und 1873 angenommen werden. Eine gewisse Schwierigkeit, die dadurch entstand, daß die Tatsache der Geburt Max Goldmanns, der später den Künstlernamen Max Reinhardt annahm, durch keinerlei Dokumente nachgewiesen werden kann, ist dabei nur von untergeordneter Bedeutung.

Folgen des Weltkrieges.

Im Laufe seines Lebens ist Reinhardt auch tatsächlich stets als ungarischer Staatsangehöriger angesehen worden. In allen behördlichen Eintragungen, bei seiner in Maidenhead in England erfolgten Hochzeit, in den Aufzeichnungen des ehemaligen österreich-ungarischen Konsulats in Berlin, bei Volkszählungen und Wohnungsmeldungen in allen Ländern wie in den Geburtsurkunden der Söhne: überall wird als Heimatsort Reinhardts das kleine Städtchen Stupawa (Kreis Preßburg) notiert. Tatsächlich hat auch der ungarische Staat bis zum Kriegsende Reinhardt als Ungarn anerkannt. U. a. durch Einziehung zum Militär und durch die Bewilligung der Namensänderung.

Dann kam der Frieden, und damit kam Stupawa (Preis Preßburg) zur Tschechoslowakei. Seine Bewohner, bisher ungarische Staatsangehörige, wurden Tschechoslowaken, und auch über Reinhardts Staatsangehörigkeit hätte ein Zweifel gar nicht erst entstehen können, hätte es nicht eine Bestimmung gegeben, wonach solche Ungarn, deren Heimatsort zwar Stupawa war, die jedoch ihren ständigen Wohnsitz in ungarisch gebliebenem Gebiet hatten, Ungarn bleiben sollten. Durch diese Bestimmung entstand das Problem, ob Reinhardt als Ungar, als Tschechoslowake oder als Staatenloser anzusehen ist.

Denn: Reinhardts Heimatsort ist zweifellos Stupawa. Er hat jedoch sich dort nur wenige Male und nur vorübergehend aufgehalten. Andererseits habe er seinen ständigen Wohnsitz auch niemals in anderen Teilen Ungarns gehabt. So kam es, daß Reinhardt vor etwa einem Jahre von den tschechoslowakischen Behörden die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit aberkannt wurde. Ein Verwaltungsprozeß folgte, der jetzt mit dem oben genannten Ergebnis abgeschlossen wurde, wonach Reinhardt — und damit seine Frau und seine Söhne — endgültig als Tschechoslowaken anzusehen sind.

Maßgebend: das ungarische Ehegesetz.

Für das Rigaer Scheidungsurteil ist dieser Entscheid von unmittelbarer und ausschlaggebender Bedeutung. Denn für die ehemals ungarischen Landesteile gilt immer noch das ungarische Gesetz, und im § 114 des ungarischen Ehegesetzes heißt es, daß für die Ehescheidung ungarischer Staatsangehöriger ausschließlich ein ungarisches Gericht zuständig sein kann.

In entsprechender Anwendung heißt das: nur in der Tschechoslowakei kann ein wirksames Urteil über eine Scheidung der Ehe Max Reinhardts mit Else Reinhardt-Heims ergehen. Frau Reinhardt wird nun durch eine Feststellungsklage die Unwirksamkeit des Rigaer Scheidungsurteils von dem Preßburger Kreisgericht sich bestätigen lassen. An dem Erfolg ihrer Klage kann, wie die Dinge liegen, kaum gezweifelt werden.

Der Kampf um die Ehe der beiden Künstler, der schon beendet schien, beginnt damit von neuem.

Lokalreporter in Nöten.

„Einem Journalisten muß etwas einfallen. Fällt ihm nichts ein, dann ist er kein Journalist." Das hat mir der Lokalchef mindestens schon zehn Dutzend mal gesagt. Er will immer etwas Neues haben, etwas ganz Unerhörtes, das die anderen Zeitungen noch nicht gebracht haben. „Einfallen muß Ihnen etwas; dafür werden Sie bezahlt . . .!"

Er hat leicht reden. In der Politik ist ja immer etwas los. Bald wird ein Staatspräsident ermordet, bald ein Ministerpräsident. Dann sind Wahlen, oder die Nationalsozialisten üben sich im Köpferollen, und was dergleichen niedliche Scherze mehr sind. Aber für den lokalen Teil ist's doch manchmal verteufelt schwierig, eine „große Sache" zu bringen. Einmal, während der „Saure-Gurken-Zeit", als sich absolut nichts rührte, bin ich auf den Wochenmarkt gegangen. Aber Wochenmarktplaudereien sind so billig wie warme Semmeln. Das ist alles schon dagewesen.

Da kam mir eine geniale Idee.

Ich brach mir nichts dir nichts einen Streit mit einer Marktfrau vom Zaun. Die war nicht mundfaul — Marktfrauen können ganz gehörig schimpfen —, und ich gab's ihr doppelt zurück. Im Nu waren . . .zig Marktbesucher um uns versammelt, ergriffen Partei, für mich, für die Marktfrau; es gab ein turbulentes Durcheinandergeschrei, bis ich schließlich, jetzt in ehrlicher Wut, einen Korb mit Kohl packte und ihn umstülpte. Die Marktfrau griff nach einem Stock; ich wählte der Tapferkeit besseres Teil und türmte. Aber einem, der Pech hat, ist nicht zu helfen. Ich blieb natürlich mit meinem Rock an einem Korbe hängen und warf die schönsten Kirschen um. Jetzt war auch ein Marktpolizist schnell da (die kommen immer, wenn man sie sonstwohin wünscht) und stellte meine Personalien fest. Mit strenger Amtsmiene machte er mir Hoffnung auf eine Polizeistrafe von 7 RM.

Aber ich hatte meinen Zweck erreicht. Mitten in der tristesten „Saure-Gurken-Zeit" hatte ich eine bombige Lokalreportage! Im Laufschritt trabte ich zur Redaktion und schrieb an die hundert Zeilen mit einer zweispaltigen dicken Balkenüberschrift: „Schwere Ausschreitungen auf dem Wochenmarkt. — Wutkoller als Folge der übergroßen Hitze."

Wir waren die einzige Zeitung, die diese sensationelle Angelegenheit brachte. Aber das dicke Ende kam nach. Kurz vor Schluß des Monats brachte mir ein Polizeibote den Strafbefehl über 7 RM. Woher soll ein Lokalreporter am 29. noch 7 RM. nehmen?

In meiner Not offenbarte ich mich dem Lokal-Chef. Es sei „nichts los" gewesen, und in meiner Verzweiflung hätte ich auf dem Wochenmarkte den Spektakel angefangen, um Gelegenheit zu bekommen, eine Lokalreportage zu schreiben. Die Strafe wäre also gewissermaßen ein Betriebsunfall. Ich machte mich auf einen gehörigen Anranzer gefaßt. Aber es kam ganz anders.

„Endlich ist Ihnen einmal etwas eingefallen! — Die Polizeistrafe geht auf Redaktionsetat!"

Solche Lokal-Chefs gibt's aber heutzutage in den Zeitungen nicht mehr. Die Sorte ist längst ausgestorben.

Fiz.

Literatur.

Rundfunkgebührenfreiheit für Arbeitslose! Der sozialdemokratische Vertreter im Verwaltungsrat der Reichspost, der Abg. Dr. Herz, hat seit Jahren die Befreiung aller Arbeitslosen von der Rundfunkgebühr gefordert. Zuletzt auf der Reichskonferenz des Arbeiter-Radio-Bundes referierte er über seine Bestrebungen, die in einer Resolution und einem offenen Brief gipfelten, die im letzten Heft des „Volksfunk" abgedruckt waren. Die sozialdemokratische Arbeit hat Erfolg gehabt. Das neueste Heft des „Volksfunk", Nr. 29, berichtet ausführlich darüber. Es enthält u. a. das vorgeschriebene Formular, auf dem die Arbeitslosen den Antrag auf Gebührenfreiheit stellen müssen. Außer diesem wichtigsten Beitrag zeigt der „Volksfunk" in Wort und Bild zwei Ozeanüberqueer, den „Do. X" und einen kühnen Faltbootfahrer, der auf diesem leichten Gefährt den Atlantik passierte. Jenseits des großen Teiches führt uns der „Volksfunk" auf die Spuren des Wanderers und Arbeiterdichters Traven in Mexiko und im Süden — mit dem „Volksfunk" kann man vielerlei Reisen machen für nur 25 Pf. — zum Rundfunk in Palästina. Aus dem Badeleben plaudert ein indiskretes Tagebuchblatt mit Photos. Neben der „Volksfunk"-Wochenschau werden Sommermoden vorgeführt und für den Bastler der Selbstbau eines Mikrophons beschrieben. Der „Volksfunk" mit ausführlichem Europa-Programm, Vorschau, Rüschau, Einführungen, kleinen Sendungen, medizinischem Ratgeber, Küchenzettel und noch vielem anderen kann für 96 Pf. bei jeder Postanstalt oder Buchhandlung bestellt werden. Kostenlose Probehefte fordert man vom „Volksfunk"-Verlag, Berlin SW. 68, Lindenstr. 3.

Marlene Dietrich, Lilian Harvey und Hans Albers unter Graphologen-Lupen. Drei Filmstars aus der Seelenperspektive zeigt das „Leben" seinen Lesern. Jedes einzelnen Handschrift ließ es — der Genauigkeit wegen — von je drei bekannten Graphologen deuten und es kamen sonderbare Geheimnisse, die kein Filmklatsch sonst verrät, dabei ans Tageslicht. Das „Leben" erinnert sich aber auch der Filmgegner, die an der guten alten Zeit hängen, und läßt die Feinde alles Modernen einen „gewagten Blick in die Vergangenheit" tun, der sich aus vielen Gründen lohnt. Drei weitere Bild-Artikel, nicht minder interessant als die besprochenen, und vier Kurzgeschichten vervollständigen den Lesestoff, den das neueste „Leben"-Heft (besonders allen Ferien-Reisenden) bringt. Die vielen Bilder aber berechtigen das „Leben" aufs neue, sich ein schönes deutsches Magazin zu nennen. Das „Leben" ist für 1 RM. in unserer Buchhandlung zu haben.

Experimente mit Europa. Die Einigung Europas ist kein Schlagwort von heute. Wer den Weg der Geschichte zurückgeht, findet immer wieder denselben großen Versuch, ein einiges einziges europäisches Reich zusammenzuschweißen. Erst ist es Karl der Große, der die damaligen germanischen Reiche unter einer einzigen königlichen Autorität vereinen will, dann Heinrich VI., der ein Europa plant, das die ganze damalige weiße Welt zusammenfassen sollte. 300 Jahre später datiert der Versuch Karls V., aus der ihm vererbten und über ganz Europa verstreuten Ländermasse ein neues europäisches Reich zu schmieden, weitere 300 Jahre später versucht es Napoleon durch die Eroberung seiner zwanzigjährigen Kriege und weitere 100 Jahre darauf unternimmt Aristide Briand, nach der Idee von Coudenhove-Calergie ein „Paneuropa" auf die Beine zu bringen. Eine fesselnde und zum Nachdenken anregende Schilderung dieser fünf großen „Experimente mit Europa" gibt Leo Hausleiter in der neuen Nummer (Nr. 29) der „Münchner Illustrierten".

Wie die Köchin Wetterl in Wien kocht. Ein Kochbuch. Herausgegeben von L. Richard, Großschlattengrün, Bayern, im Selbstverlag. Wiener Küche! Wieviel ist sie schon gelobt worden. Und manche Hausfrau kann es verdrießen zu hören: „Die Speisen sind halt doch nicht so wie nach der Wiener Küche zubereitet. Als ich in Wien war . . ." Die Verfasserin kommt hier dem Wunsch entgegen, einmal etwas von den Geheimnissen der Wiener Küche zu erfahren. Selbst Wienerin, weiß sie Bescheid. Sie gibt auf gedrängtem Raum, damit das Büchlein recht billig ist, eine große Anzahl kurz gefaßter Rezepte. Man hat also nicht nötig, sich mit dem Theoretischen zu befassen, sondern geht gleich mitten in die Sache hinein, kann zugreifen, sich das gewünschte Rezept erwählen und nun auf Grund eigener Erkenntnis und Erfahrungen in der Küche drauf loskochen, backen, braten. Auch von kostspieligen Rezepten ist wenig angeführt. Alles ist aufs Praktische zugeschnitten. Und darum wird das Büchelchen willkommen sein, zumal bei dem niedrigen Preis von 1 RM. pro Stück.

„Minna, ich habe beobachtet, daß Sie sich heute morgen im Hausflur von einem Manne küssen ließen. War das der Milchmann oder der Briefträger?"

„Ja, bitte, gnädige Frau, war es um sieben oder um acht Uhr?"

Landesbibliothek Oldenburg

Schau nach Italien!

Bauer, was hast du vom Faschismus zu erwarten?

Dort sind die kleinen Landwirte Proletarier geworden. Bevor Mussolini an der Macht war, ruhte in Italien der Kleinbesitz auf fester Grundlage, er war fast schuldenfrei. Mit dem Hochkommen des Faschismus begann für die Bauern die Elendszeit. Eine Steuerwelle nach der anderen überflutete Italien. Im Jahre 1922, also vor dem Faschismus, wo die Kaufkraft der Lira sogar noch etwas geringer als heute war, betrugen die Steuern nicht ganz 12 Milliarden Lire. 1931, nach neunjähriger Faschistenherrschaft, waren sie auf 20 Milliarden angewachsen. Von diesen acht Milliarden Mehrbelastung entfielen 1,5 Milliarden auf die Niederhaltung des Volkes, d. h. auf die faschistische Staatspolizei, 500 Millionen auf die sogenannte „Gewerkschaftspolizei“ (bei nur 3 000 000 Industriearbeitern!), 500 Millionen auf die Nationalmiliz (faschistische „SA.“); die andern Milliarden verschlangen „Schaustellungen, Auslandspropaganda, Mehrrüstungen. Sie wurden von Latifundienbesitzern (Hochadel, Kirche, Faschistenadel, Kriegsschiebern usw.), die das Land nicht selbst bewirtschaften, sondern an Großpächtern zur Unterpachtung an Colonen (Kleinpächter) abgegeben, und von der Großindustrie auf die wehrlose Masse der Bauern und Arbeiter abgewälzt.

Das faschistische Dokument aus dem Jahre 1930, herausgegeben vom faschistischen Großrat, dem leitenden Organ des Regimes, verdient in Stein gehauen und in allen Dörfern Europas aufgestellt zu werden. Das Dokument stellt fest, daß die Zahl der „ehemaligen Kleineigentümer und ehemaligen Kleinpächter ständig zunimmt, und daß diese Tatsache zu einer beunruhigenden Vermehrung der Arbeitslosen auf dem Lande führt“, und schließt damit, „daß die Familien der ehemaligen Kleineigentümer zu Siedlungszwecken verwendet und in diejenigen Gebiete Italiens, der Inseln und Afrikas gebracht werden sollen, wo der Faschismus das große Werk der Meliorationen des unbebauten Bodens begonnen hat“. Es handelt sich hier um diejenigen Landesteile Italiens, wo die „Gottesgeißel“, die Malaria, wütet.

„Wenn wir schon sterben sollen, dann lieber da, wo wir zu Hause sind“, sagten die Bauern, die ihr Stückchen Land verloren hatten, und weigerten sich, in die Gebiete des Todes zu gehen. Die Auflehnung war so einmütig, daß die Faschisten ihren Befehl nicht durchführen konnten.

Was die Kolonisation Afrikas betrifft, so liegt beim Völkerbund in Genf eine Klage des „Komitees zur Verteidigung von Tripolitanien“ vor, die man nicht ohne tiefes Entsetzen liest. 80 000 Araber, afrikanische Bauern, wurden von den Ländereien, die die Vorfahren inmitten der Sandwüsten im Laufe vieler Jahrhunderte urbar gemacht hatten, verjagt und die Ländereien einigen italienischen Großunternehmern ausgeliefert. Zu diesen Unternehmern gehören einige der bekanntesten Faschisten bis zu den Spitzen der Regierung (Finanzminister Volpi usw.).

Auch der mittlere Landbesitz geht seinem Untergang entgegen. Die offizielle Zeitung des Landwirtschaftsministeriums veröffentlicht eine Untersuchung über die Landwirtschaftsbetriebe in den reichsten Provinzen Oberitaliens. Ein Gut hatte im Jahre 1925 Einnahmen in der Höhe von 220 000 Lire und nach Abzug der Lasten ergab sich ein Reingewinn von 22 000 Lire jährlich. Das gleiche Gut hatte 1930 um 100 000 Lire weniger Einnahmen, daher einen Verlust von rund 20 000 Lire. Dabei ist zu erwähnen, daß die Bilanz von 1930 eine Verringerung der Kosten in der Rubrik Arbeitslöhne aufweist, die mehr als ein drittel der Zahl von 1925 beträgt. Also selbst das Herabdrücken der Löhne der Aermsten der Armen kann die Faschistenkrise nicht mehr aufhalten. Der Faschismus kann den Bauern nicht helfen! Er schwätzt wie seine Parteigenossen in Deutschland vom „überkapitalistischen“, „starken“ Staat, behauptet das Kapital zu kontrollieren und damit die Interessen aller seiner Bürger zu schützen, die Spekulationen zu unterbinden und den Gang der Produktion und der Verteilung zu regeln. In Wirklichkeit wurde der ganze Handel mit den wichtigsten Landwirtschaftsprodukten von riesigen, durch die Latifundienbesitzer zusammen mit den internationalen Großbanken aufgezogenen Trusts monopolisirt (also Privat-, nicht Staatsmonopol). Das gilt für Weizen, Reis, Seidenkokons, für Vieh und Zucker. Die Trusts beherrschen sowohl den Außen- als auch den Innenhandel und nehmen von den Verbrauchern z. B. eine Zuckersteuer in der Höhe von 2,66 Lire = 59 Pfennig pro Pfund. An den weiteren Preisverteuerungen beteiligen sich nebst den normalen Zwischenhändlern noch die politischen Profitmacher.

Das Geld ist in den Händen der Reichen konzentriert, fehlt daher den Bauern fast vollkommen. Die Bauern schlagen wie in der alten Zeit ihre kärglichen Produkte im Tauschhandel los. In Süditalien wird z. B. ein Ferkel gegen 20 Zitronen eingehandelt. Es gibt kein Land in Europa, wo die Zahl der Konkurse auf dem Lande so ansteigt wie in Italien. Sie betrug im Jahre 1930 dreimal soviel wie im Jahre 1923.

Napoleons Sohn.

Zum hundertjährigen Todestag des Herzogs von Reichsstadt.

Am 22. Juli 1932 jährt sich zum hundertsten Male der Todestag des Herzogs von Reichstadt, einer der tragischesten Gestalten des vorigen Jahrhunderts. Der vormalige „König von Rom“, der das gewaltige Napoleonische Erbe antreten sollte, starb im Alter von kaum 21 Jahren, elf Jahre nach dem Tode seines auf St. Helena verbannten Vaters, Napoleon I.

Als Napoleon Franz, Sohn des großen Napoleon, soweit herangewachsen war, daß er selbständig denken und sich die abenteuerlichen Erinnerungen der Kindheitsjahre vergegenwärtigen konnte, schmachtete sein Vater bereits in der Oede von St. Helena, von wo kein Laut nach Europa, geschweige denn zu dem streng isolierten „Herzog von Reichstadt“, wie er in Oesterreich genannt wurde, herüberkam. Der allmächtige Metternich verstand es vortrefflich, nicht nur dafür zu sorgen, daß jeder Gedanke, der ihm mißfiel, in Europa unterdrückt wurde; er wandte auch seine nie ermüdende Sorgsamkeit dem jugendlichen Sohn seines größten Widersachers zu und ließ ihm eine Erziehung angedeihen, die alles vermied, was an den größten Herrscher von Frankreich erinnern konnte. Dem Herzog von Reichstadt, der bei seinem Großvater Kaiser Franz von Oesterreich in Schönbrunn lebte, war es streng untersagt, mit der nichtamtlichen Außenwelt in Berührung zu treten; außer seinen Erziehern durfte er nur seine Mutter, die entthronte Kaiserin Marie Louise, die sich längst mit dem Grafen und späteren Fürsten Neipperg getröstet hatte, und die Mitglieder des österreichischen Kaiserhofes sehen.

Gedanken sind zollfrei . . .

Trotz dieser strengen Isolierung konnten weder Metternich noch die von ihm bestellten Erzieher verhindern, daß sich in dem frühreifen, eigenwilligen Kopf des jungen Napoleons phantastische Vorstellungen über seinen Vater und die Rolle, die er in der Welt gespielt hatte, herausbildeten. Was er nicht wissen konnte und erst viel später, einige Jahre vor seinem Tode erfahren sollte, waren die Abschiedsworte seines Vaters an ihn: „Lieber sterben, als in die Hände der Feinde fallen!“ Es war das besonders tragische Geschick des Vaters und des Sohnes, daß es ihnen nicht möglich war, nach diesem Grundsatz zu handeln; der Vater wurde auf St. Helena zu Tode gequält und der Sohn siechte in der österreichischen Gefangenschaft langsam dahin.

Der Herzog von Reichstadt erinnerte sich daran, daß ihn sein kaiserlicher Vater heiß geliebt hatte. Er erinnerte sich an die Stunden, in denen der sonst so ernste Kaiser mit dem dreijährigen Sohn spielte. Und unvergeßlich war ihm die Szene geblieben, als seine Mutter mit ihm flüchtete und er sich bis zum letzten Augenblick in sonderbarer Vorahnung des Kommenden dagegen wehrte, Paris zu verlassen. „Ich bleibe hier!“ schrie weinend der dreijährige König von Rom, dem man schon mit zwei Jahren das Sprechen beigebracht hatte.

Auch der Titel des Königs von Rom, den Napoleon I. seinem Sohn bei dessen Geburt verliehen hatte, blieb diesem unvergeßlich. Immer wieder versuchte er, Näheres über den Vater zu erfahren; immer wieder erzählte er seinen Lehrern, daß ihm vor allem die Geschichte von Frankreich, die seines Vaters interessiere.

Napoleon II., Kaiser der Franzosen.

Aber für den Unterricht des Herzogs von Reichstadt waren die geschichtlichen Ereignisse von 1800 bis 1814 nicht vorgesehen. Von seiner Mutter wußte er nur so viel, daß sie seinen unglücklichen Vater, der irgendwo in Gefangenschaft lebte, verlassen hatte und sich beharrlich weigerte, an die Zeit in Frankreich zurückzudenken. So blieb es dem kleinen Jungen verborgen, daß sein Vater im Jahre 1814, nach der Rückkehr von Elba, den geliebten Sohn zum Kaiser der Franzosen proklamiert hatte.

Der Herzog von Reichstadt nahm allmählich den Kampf gegen seine Umgebung auf, die ihn nicht nur von seinem Vater fernhielt, sondern ihm alles verheimlichte, was mit seiner glanzvollen Vergangenheit zusammenhing. Er, dem es spielend leicht fiel, alle militärischen Fächer zu erlernen und der im Verkehr mit Jugendgespielen für glorreiche Kriege schwärmte, zeigte einen Widerwillen gegen den übrigen Unterricht und verlangte von seinen Lehrern, sie mögen ihm lieber alles mitteilen, was auf ihn und seinen Vater Bezug habe. Geschichte wollte er lernen und nicht Zeichnen oder Rechnen; sein Wissensdurst bezog sich nur auf die Dinge, die ihn unmittelbar angingen.

„Der Kaiser ist tot!“

Dann kam eines Tages die größte Erschütterung seines Lebens. Napoleon I. starb auf St. Helena; in ganz Europa kickerten Nachrichten durch, man habe ihn absichtlich sterben lassen, ohne entsprechende Pflege und ärztliche Hilfe. Es mochte dem Kaiser von Oesterreich bedenklich erscheinen, unter solchen Umständen die Todesnachricht dem Herzog vorzuenthalten; er erteilte dem Erzieher des jungen Napoleons die Erlaubnis, davon bei passender Gelegenheit zu sprechen. Diese ergab sich, als der zehnjährige Junge wieder einmal stürmisch verlangte, von seinem Vater näheres zu hören; zum ersten Male vernahm er, was man mit seinem Vater getan hatte.

Sein weiteres Leben verlief programmgemäß, wie es Metternich gewünscht hatte. Er wurde Offizier, durfte in Gesellschaft gehen und versuchte, Freunde zu gewinnen, die ihm zur Flucht verhelfen würden. Aber so sehr man ihm von allen Seiten Bewunderung entgegenbrachte, so sehr man mit ehrfurchtsvoller Scheu den Sohn Napoleons I., den außerordentlich schönen Jüngling sah — überall wurde er streng bewacht.

Der Gedanke an die Flucht verließ ihn nicht mehr. Fortwährend entwarf er neue abenteuerliche Pläne, die er dem Kaiser vorlegte, um ihn wenigstens zu bewegen, ihm die Ausreise aus Oesterreich zu ermöglichen. Bald wollte er in den Krieg gegen die Türken ziehen, bald als einfacher Soldat in Frankreich dienen, wo die Bourbonen das Erbe seines Vaters angetreten hatten. Und als man ihm jede Bitte um Freiheit abschlug, erkrankte er eines Tages. Die Aerzte stellten Tuberkulose fest. Nur in sonnigen Gegenden hätte das junge Leben gerettet werden können; aber die Staatsräson ließ das nicht zu. Noch einmal versuchte er Beziehungen zu seiner Heimat anzuknüpfen; allmählich mußte er die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen erkennen. Er gab sich selbst auf; im Alter von 21 Jahren starb er, einsam und verbittert am 22. Juli 1932 in Schönbrunn. Der junge Aar, wie ihn die Franzosen genannt hatten, war nicht mehr.

Kampf um die Leiche.

Schon kurz nach seinem Tod boten die Anhänger Napoleons alles auf, um die Ueberführung der Leiche des Königs von Rom nach Frankreich zu ermöglichen. Aber was während der Herrschaft der Bourbonen unmöglich war, erwies sich auch später, während der Regierung Napoleons III. aus politischen Gründen als undurchführbar. Privatkreise versuchten immer wieder, sei es aus Eigennutz, sei es aus idealen Motiven eine Ueberführung der in der Wiener Kapuzinergruft beigesetzten Leiche nach Frankreich zu veranlassen; es fehlte auch nicht an phantastischen Plänen, die Leiche von ihrer Ruhestätte zu rauben, wie das erst vor zwei Jahren in einem Prozeß gegen jugendliche Räuber in Wien zur Sprache kam.

Kriminalistische Merkwürdigkeiten.

Zweierlei Sauberkeit. — Frauen und Friedhöfe. — Photographierte Lotteriespieler.

Vergebens wird der Reisende in den Gasthöfen Kleinasiens in seinem Zimmer einen Waschtisch mit den dazugehörigen Behelfen suchen. Den gibt es nicht. Nämlich im Zimmer. Dafür steht in irgendeinem Winkel irgendeines Ganges ein Etwas, das zu Ueberreibungen neigende Gemüter einen Waschtisch nennen mögen. Ein eisernes Gestell, das eine kleine, meist zerbeulte und recht hergenommene Waschschüssel trägt. Darüber hängt ein kleiner Behälter, der etwa zwei Liter faßt und aus dem das Wasser langsam herniedertröpfelt. Fertig, Schluß. Und hier waschen sich alle Gäste des „Hotels“. Sieht man diese Einrichtung zum erstenmal, dann fährt einem ein gelinder Schrecken durch die Glieder. Aber schließlich gewöhnt man sich daran. Da gibt es dann allerlei nette Szenen. Diese zum Beispiel: Ein Mann steht vor dem Waschtisch auf einem Bein, das andere hält er, hoch erhoben, unter das tröpfelnde Wasser. Ein bißchen unbequem, aber eine gute gymnastische Uebung.

*

In den Gasthöfen werden Schuhe nicht geputzt. Das besorgen die Schuhputzer. In den Städten sitzen an jeder Straßenecke mindestens drei, an verkehrsreichen Stellen bis zu zehn dieser seltsamen Gewerbetreibenden. Natürlich findet man sie auch in dem kleinsten anatolischen Nest. Da sitzen sie vor der Schenke oder vor der Moschee oder sie üben ihr Gewerbe im Umherziehen aus. Man fragt erstaunt, wie dieses Gewerbe, wenn auch bescheiden, aber doch seinen Mann ernährt. Wer so fragt, der weiß nicht, daß die geputzte, auf höchsten Glanz herrichtete Fußbekleidung gewissermaßen ein Fetisch für den Orientalen ist. Er geht in Lumpen einher, aber die Schuhe müssen glänzen; sie können nebenbei zerrissen sein. Jeder Lastträger, jeder Laufejunge, jedes größere Kind, kurz: jedermann stellt bei jeder nur möglichen Gelegenheit seinen Fuß auf das Kästchen des Schuhputzers, zahlt seine fünf Piaster und geht nach einer langwierigen, aber stets erfolgreichen Prozedur wieder weiter. Denn dieses Reinigen der Schuhe wird förmlich zelebriert. In einer ganzen Batterie von Fläschchen und Dosen gibt es allerlei Salben, Pasten und Lacke, die in einer bestimmten Reihenfolge auf die Schuhe geschmiert werden. Mit einer Hingebung sondergleichen übt so ein Schuhputzer seinen Beruf aus, dutzendmal fährt er liebkosend mit Bürsten und Lappen über den Schuh, bis dieser so glänzt, daß man sich darin spiegeln könnte.

Wehe dem, der es wagt, mit ein bißchen verstaubten Schuhen durch die Straßen zu gehen. Sofort beginnen sämtliche Schuhputzer, die des Herkommenden ansichtig werden, mit den Bürsten auf ihre Kasten zu klappern; bleibt diese Mahnung ohne Erfolg, dann wird durch einen mit reichlichen Gesten unterstützten Redeschwall ein zweiter Versuch unternommen, und nützt auch das nichts, dann folgt ein Blick unsäglicher Verachtung dem Schmutzian. So ein Schuhputzer ist aber auch imstande, nachzugehen, seinen Kasten über die Schulter gehängt, oder sich in einem Kaffeehaus vor dich hinzusetzen: stumm, ohne ein Wort zu reden, und abwechselnd in deine Augen und auf deine Schuhe zu blicken. Bis du schließlich nachgibst.

*

Eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben nimmt auch der Barbier ein. In der Türkei scheint die Kunst des Selbstrasierens sehr wenig verbreitet zu sein, anders läßt sich die ungeheure Zahl der Barbierstuben nicht erklären. In den belebten Straßen findet man nahezu in jedem Haus eine; sie werden früh geöffnet und um 11 Uhr nachts kann man sich auch noch verschönern lassen. Eine polizeiliche Sperrstunde gibt es natürlich nicht und jeder Geschäftsmann hält so lange offen, als er glaubt, noch etwas verkaufen zu können.

In kleinen Orten sind Schenke und Barbierstube eins. Dort steht dann in einer Ecke des einzigen Raumes ein kleines Tischchen, darüber an der Wand meist ein sehr hergenommener Spiegel und davor meist ein sehr defekter Lehnstuhl, und der Friseurladen ist fertig. Die Barbierschüssel, aus Emaille oder Blech, neben dem Spiegel aufgehängt, dient als besondere Zierde des Raumes. An den übrigen Tischen wird getrunken und gewürfelt.

*

Nie wird man in einem öffentlichen Lokal Kleinasiens eine Frau sehen. Eine Ausnahme bildet da nur der neue Teil der Hauptstadt Ankara, der absichtlich und mit allen Mitteln europäisiert wird. Sonst aber werden die Kaffeehäuser und Gasthäuser von Frauen nicht betreten. Vielleicht würden es die Frauen tun; die Männer aber erlauben es nicht. Die Eifersucht, wohl weniger aus dem Gefühl der Liebe als aus dem des ungestörten Besitzes entstanden, beherrscht in hohem Maße die türkische Männerwelt. Auf der Ueberfahrt von Konstantinopel nach einem kleinasiatischen Hafenstädtchen des Marmarameeres ereignete sich folgender Fall: Auf dem Deck saß ein türkisches Ehepaar. Die Frau, jung und hübsch, war wohl nicht ganz verschleiert, aber sie hatte Stirn und Kinn verdeckt. Plötzlich war sie verschwunden. Wie man später erfuhr, hatte sie der Mann in die Kabine eingesperrt, weil ein Mitreisender die Bedauernswerte ein bißchen auffällig angeguckt hatte.

*

Einige hundert größere und kleinere Steine auf freiem Feld durcheinanderliegend, das ist der türkische Friedhof. Gewiß, es gibt auch Friedhöfe mit regelrechten Grabhügeln und Grabsteinen — die Inschriften sind häufig mit Bleistift geschrieben —, aber das sind die Ausnahmen, die man nur in größeren Orten antrifft. Oft findet man einge Steine, die auf Gräber weisen, mitten auf der Straße oder auf einem Platz. Die mohammedanische Religion erlaubt die Bestattung überall; sie verbietet aber das Auflassen der Gräber ebenso wie Beisetzungen. Das erklärt Zahl und Ausdehnung der türkischen Begräbnisstätten und die Grabstellen inmitten von Häusern.

Sonst aber wird man mit Erstaunen gewahr, daß auf Friedhöfen der Begriff der Pietät in unserem Sinne völlig unbekannt ist. Die Friedhöfe sind nicht abgegrenzt, man vermag sie an jeder Stelle und zu jeder Zeit zu betreten; ungeniert spielen die Jungen Fußball zwischen Grabsteinen und Schafe weiden auf Grabhügeln.

*

Was machen alle die Männer mit den eigenartigen Bernstein- und Galalithketten, deren Kugeln sie durch die Finger gleiten lassen? Es sieht so aus, als ob sie Rosenkranz beten würden. Aber nein, das ist nicht möglich, sie unterhalten sich, sie lachen dabei und dann nehmen sie die Kette, werfen sie ein wenig hoch und fangen sie wieder auf, reiben die Kugeln aneinander, daß es nur so kracht — und dann beginnt das nette Spiel von neuem: Was machen die Männer? Gar nichts; spielen. Einmal waren diese Ketten Gebetsketten. Sie sind es zum kleinen Teil heute noch. Der Hodscha (mohammedanischer Geistlicher), der Gläubige in der Moschee, der die Kette mit ihren dreiunddreißig Kugeln langsam durch die Finger gleiten läßt, murmelt bei jeder der dreiunddreißig Kugeln ein Gebet, einen Koranspruch, vor sich hin. Genau nach den Vorschriften der Religion. Aber aus der frommen Uebung ist bei den meisten längst eine schlechte Gewohnheit geworden. Der Kaufmann vor seinen Laden, der Bankdirektor hinter seinem Schreibtisch, der Wali (Statthalter) in seinem Empfangszimmer, der Polizist an der Ecke, der Offizier auf dem Korso, der Gast im Kaffeehaus — sie alle lassen die glatten, runden Kugeln durch die Finger gleiten, ohne sich dabei etwas zu denken — Spielerei, Ausdruck einer gewissen Nervosität.

„So wie ihr Europäer Spazierstöcke tragt,“ sagte einer. Und ein anderer: „Wenn ich mit der Kette spiele, erspare ich mir das Rauchen.“

In allen größeren Ortschaften findet sich ein Geschäft, in dessen Auslagen riesige, mit Zahlen bedeckte Plakate hängen. Und davor drängen sich die Menschen und blicken andachtsvoll zu den Zahlen-Kolonnen empor. Und in demselben Schaufenster hängen große Photographien. Ein Porträt neben dem andern: Männer- und Frauenköpfe, alte und junge, bäuerliche und städtische Typen. Das sind die glücklichen Gewinner, die in der Klassenlotterie das große Los gezogen haben! Und die Zahlen sind die Nummern der Treffer. Und die, die davor stehen, hoffen noch immer.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Todesspiel im Schloß Salem

Mordgeheimnis um den Sohn des amerikanischen Tabakkönigs. — Das Ende eines exzentrischen jungen Millionärs. — Freund und Gattin des Toten verhaftet.

Neuyorker Brief.

Seit dem Raub des Lindbergh-Babys hat keine Kriminalaffäre die amerikanische Oeffentlichkeit in eine derartige Aufregung versetzt, wie der geheimnisvolle Tod des 21jährigen Millionärssohnes Smith Reynolds. Der junge Mann ist der einzige Sohn des Präsidenten des amerikanischen Tabaktrusts, William Reynolds. Als Sohn des Tabakkönigs, dem unbeschränkte Geldmittel zur Verfügung standen, spielte er in der amerikanischen Gesellschaft eine große Rolle und machte durch seine exzentrischen Streiche immer wieder von sich reden.

Um so größer war das Aufsehen, als plötzlich durch Extrablätter bekannt wurde, daß M. Smith Reynolds in den frühen Morgenstunden in seinem prachtvollen Schloß Winston-Salem in Nord-Carolina erschossen aufgefunden wurde. Man brachte ihn in bewußtlosem Zustande ins Krankenhaus, wo er vier Stunden später verschied, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Die Umstände, unter denen der junge Millionär starb, stempeln seinen Tod zu einem der sensationellsten Fälle der amerikanischen Kriminalgeschichte.

Der Herr über 20 Millionen Dollar.

Einige Einzelheiten erinnern stark an die Londoner Affäre Barney, die erst kürzlich vor dem Strafgericht zum Abschluß kam. Auch hier spielte sich das Drama unmittelbar nach einer fröhlich-feuchten Nacht ab. Reynolds hatte eine Anzahl von Freunden eingeladen, die sich in später Nachtstunde auf den Heimweg begaben. Nur Reynolds und seine Frau sowie deren Jugendfreund Walker blieben zurück. Walker sollte im Schloß übernachten.

Nach seinen späteren Angaben hatte sich Walker von dem jungen Ehepaar getrennt, um sein Zimmer aufzusuchen. Er sah noch, wie Smith Reynolds auf den Balkon seines Schlafzimmers trat, um frische Luft zu schöpfen. Einige Minuten später vernahm Walker einen gedämpften Schuß. Er eilte ins Schlafzimmer und auf den Balkon hinaus — und fand den jungen Millionär blutend auf dem Boden liegen. Neben ihm lag bewußtlos seine Frau und zwischen den beiden die Waffe, aus der der tödliche Schuß abgegeben worden war.

Frau Reynolds erklärte bei ihrer Vernehmung, sie könne sich an die Vorgänge um die Mordzeit überhaupt nicht erinnern. Sie sei damals vermutlich unter dem Einfluß des genossenen Alkohols vollkommen ohne Bewußtsein gewesen. Sie lag bereits in diesem Zustande da, als sie wie durch einen fernen Nebel den Knall eines Schusses vernahm, dann ihren Mann im Halbdunkel wanken und zusammenbrechen sah. An alles andere könne sie sich nicht mehr besinnen.

Sowohl der Freund Walker als auch Frau Reynolds behaupteten daß nur ein Selbstmord des Opfers vorliegen könne. Auf keinen Fall hätten sie etwas Verdächtiges bemerkt.

Diese Darstellung erweckte bei der Polizei starke Zweifel. Zu einem Selbstmord lag kein Anlaß vor, denn Reynolds sollte in kurzer Zeit den gesamten Besitz seines alten Vaters in der Höhe von 20 Millionen Dollar übernehmen. Er bezog außerdem schon seit Jahren eine Apanage von 500 000 Dollar jährlich. Die Polizei nahm schon auf Grund der ersten Ermittlungen sowohl Walker als auch Frau Reynolds fest.

Der Mann, der mit dem Tod spielte.

Schon als ganz junger Mensch hatte Reynolds durch seine verrückten Streiche, bei denen er oft Gesundheit und Leben riskierte, von sich reden gemacht. Er war als tollkühner Flieger und Autofahrer bekannt. Trotz seiner 21 Jahre war er bereits zweimal verheiratet.

Smith Reynolds zählte achtzehn Jahre, als er seine erste Ehe schloß. Eines Tages wurde der Standesbeamte von Winston-Salem um zwei Uhr nachts aus dem Schlaf geweckt. Draußen stand Reynolds mit seiner Braut Anne Cannon, der Tochter eines schwerreichen Textilindustriellen. „Rasch, wir wollen heiraten", fuhr der junge Mann den Beamten an. „Kommen Sie, wir haben keine Zeit." Schlaftrunken und innerlich fluchend, ging der Beamte im Pyjama, über den er bloß einen Mantel geworfen hatte, in sein Büro hinüber und vollzog die Trauung.

Brautwerbung per Telefon.

Nicht minder verrückt war Smith Reynolds zweite Eheschließung. Eines Tages sah er in einem Neuyorker Kabarett die junge Sängerin Libby Holman, in die er sich Kopf über Hals verliebte. Er machte seiner Frau gegenüber gar kein Hehl aus dieser Liebe. Beide beschlossen, die Scheidung einzureichen. Reynolds brachte seine Frau im Flugzeug nach Reno, um ja keinen Tag zu versäumen. Kaum war die Scheidung ausgesprochen, als er ans Telefon eilte und Libby Holmann in Neuyork anrief. „Wollen Sie meine Frau werden?" fragte er am Telefon. Miß Holman, die kaum ein- oder zweimal den seltsamen Brautwerber gesehen hatte, brach in helles Lachen aus. Aber Reynolds ließ sich nicht so leicht kleinkriegen. „Wenn Sie mir nicht innerhalb von fünf Minuten ihr Jawort geben, springe ich vom zehnten Stockwerk in die Tiefe. Ich bin Smith Reynolds. Sie werden wohl wissen, daß ich zu einer solchen Tat fähig bin."

Die Drohung verfehlte auch ihre Wirkung nicht: Reynolds erhielt das erwünschte Jawort. Schließlich waren 20 Millionen Dollar auch nicht zu verachten. Und daß die schöne Libby ein echtes Broadway-Pflänzchen war, störte den jungen Millionär nicht im geringsten.

Vor der Hochzeit: rasch einen Flug um die Welt.

Vor der Eheschließung mußte Miß Holman noch ein Gastspiel in Honolulu absolvieren. Reynolds, der begeisterte Flieger, wettete mit ihr, er würde um die Welt fliegen und trotzdem rascher als sie in Honolulu eintreffen. Er gewann seine Wette. Er fuhr nach Paris, bestieg dort mit dem berühmten französischen Flieger Assolant ein Flugzeug und flog von Paris nach Tokio. Der Flug war ein Weltrekord — und Smith Reynolds traf tatsächlich noch vor seiner Braut in Honolulu ein.

Die Ehe schien nach außen hin glücklich. Aber in den wenigen Tagen, die seit dem geheimnisvollen Tod Reynolds verflossen sind, hat sich dieser äußere Friede als Täuschung erwiesen.

Mrs. Reynolds behauptet, daß ihr Mann ein Schwächling und ausschließlich von seinen sinnlichen Trieben beherrscht gewesen sei. Sie selbst fühlte sich ihm an Energie überlegen und dem Polizeirichter erzählte sie nicht ohne Stolz, daß sie jeden Mann unter den Tisch trinken könne.

Das Rätsel der roten Fingerabdrücke.

Inzwischen häufen sich die Indizien, die auf einen Mord an den jungen Millionär hinweisen. Es wurde festgestellt, daß der Täter einen blutigen Fingerabdruck auf der weißen Tür des Schlafzimmers hinterlassen hatte. Nachher waren verzweifelte Anstrengungen gemacht worden, diese Spur abzuwaschen, aber die genaue Untersuchung der Tür konnte noch das Vorhandensein des Abdrucks nachweisen. Er konnte nach der Sachlage auf keinen Fall von Reynolds selbst stammen.

Eine junge Schauspielerin, die als letzte der Gäste des Schloß verlassen hatte, hat der Polizei mitgeteilt, daß sowohl Frau Reynolds als auch der Hausfreund Walker nur mit Badeanzügen bekleidet gewesen seien als der tödliche Schuß fiel. Sie waren wenige Minuten vorher noch im Schwimmbassin des Schlosses gewesen, ohne zu ahnen, daß sie von der Schauspielerin, die sie bereits auf dem Heimweg wähnten, gesehen wurden. Dieses Bad vor der Mordtat hatten aber die beiden der Polizei verschwiegen.

Der alte Tabakkönig, der gegenwärtig mit seiner Jacht an der Küste von Westafrika kreuzt, wurde auf radiotelegraphischem Wege von dem Tod seines Sohnes verständigt. Er hat sofort den Heimweg angetreten, um sich selbst an der Untersuchung zu beteiligen.

Der Matuschka von Biskupitz.

Eisenbahnattentäter aus Großmannssucht. — Ein Todesopfer.

Das Schwurgericht in Gleiwitz hatte sich mit einem recht ungewöhnlichen Fall zu befassen. Ein junger Bursche, der 18jährige Karl Czenpiel, stand unter der Anklage des Sprengstoffanschlags und der Transportgefährdung, begangen auf der Eisenbahnstrecke bei Biskupitz. Offenbar unter dem Eindruck des Matuschka-Prozesses war Czenpiel auf den furchtbaren Gedanken gekommen, den Schnellzug Berlin—Bukarest in die Luft zu sprengen. Unheilvoll hatte ihn dabei sein Freund, ein gewisser Matheja, beeinflußt, der ihm ausmalte, man könne nur auf diese Weise — berühmt werden.

Czenpiel arbeitete in einer Biskupitzer Grube, wo er leicht Sprengstoff stehlen konnte, da er als Füller beschäftigt wurde. In einer großen Zigarrenkiste versteckte er ihn samt Patronenhülsen und Zündschnur und beriet sich dann mit seinem Freund, wie man „dieses Zeug" am besten verwerten könnte. Matheja, der den jungen Burschen überredet hatte, den Diebstahl zu begehen, erzählte ihm darauf, man müsse sich irgendwie hervortun und die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich lenken, wie es Matuschka getan habe. Er schlug ein Attentat auf den durch Biskupitz fahrenden Schnellzug vor.

Am 2. Juni machten sich die beiden Burschen daran, ihren furchtbaren Plan durchzuführen. Nicht einen Augenblick lang kam ihnen der Gedanke, daß sie im Begriff seien, Menschenleben zu vernichten. Sie waren ausschließlich von ihrer Großmannssucht beherrscht, von der krankhaften Neigung, von sich reden zu machen. Gegen 7 Uhr abends betraten sie die Eisenbahnbrücke, wo sie, ganz nach dem Muster von Matuschka, ans Werk gingen. In der Brückenmauer entdeckten sie eine schadhafte Stelle; sie steckten eine Sprengpatrone hinein und entzündeten sie mit Hilfe der Zündschnur. Durch die Explosion entstand in der Mauer ein riesiges Loch; die beiden Attentäter erschraken so sehr über den Knall, daß sie schleunigst davonliefen.

Schon wenige Tage später fand in der Wohnung von Czenpiel, der an dem Abend des Attentats von Bekannten gesehen worden war, eine Durchsuchung statt. Als Matheja davon erfuhr, wollte er fliehen; Polizeibeamte nahmen seine Verfolgung auf und schossen auf ihn, als er sich weigerte, stehen zu bleiben. Er starb kurz nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus. Sein Komplice Czenpiel wurde verhaftet und jetzt zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.

Der verhinderte Ehemann.

Sie konnten zusammen nicht kommen.

(Berliner Brief.) Es war die ursprüngliche Absicht des Ehepaares Anton und Marie B., demnächst vor dem Scheidungsgericht zu erscheinen, um ihre gegenseitige Abneigung endgültig durch eine rechtskräftige Scheidung aus der Welt zu schaffen. Von Tisch und Bett lebten sie ohnedies seit längerer Zeit getrennt; ihre Wohnung hatten sie zweckmäßig aufgeteilt, und zwar so, daß Herr Anton Küche samt Schlafkammer und seine Frau zwei Zimmer samt Nebenräumen für sich in Beschlag nahm. So wäre also alles in bester Ordnung vor sich gegangen, hätte sich nicht eines Tages um den wichtigsten der Nebenräume ein heftiger Streit entsponnen, der das Ehepaar vor den Schnellrichter führte.

Die Beziehungen zwischen den beiden Ehegatten waren niemals gut gewesen und hatten oft in scharfe Kompetenzstreitigkeiten ausgeartet. Seit dem ersten Tag ihrer Ehe verlangte Frau Marie von ihrem Mann, daß er ihr nicht nur die Gesamtleitung der Wirtschaft, sondern auch die der Finanzen restlos überlasse. Herr B., ein Angestellter, war nicht gewillt, sich das Verfügungsrecht über sein Gehalt so ohne weiteres nehmen zu lassen. Um des häuslichen Friedens willen verlangte er, daß ihm seine herrschsüchtige Frau ein Taschengeld aussetze; das Gehalt selbst wollte er mit ihr gemeinsam verwalten.

Aus der gemeinsamen Verwaltung wurde natürlich nach kürzester Zeit die diktatorische Verwaltung der Gattin. Herr B. hätte sich in sein Eheschicksal ergeben, wäre die Herrschaft seiner Gattin wenigstens nützlich gewesen. Aber sie kümmerte sich weder um den Haushalt noch um ihren Mann; sie sorgte ausschließlich für sich und ihre Bequemlichkeiten. Und außerdem unternahm sie eines Tages den Versuch, ihrem Gatten das vereinbarte Taschengeld strittig zu machen.

Zum ersten Mal widersetzte er sich mit voller Heftigkeit. Da sie sich nicht einigen konnten, beschlossen sie, die Trennung von Tisch und Bett in der oben erwähnten Weise vorzunehmen. Tür an Tür hausten sie von nun an, jeder in seinem Wohnungsteil, den der andere Gatte nicht betreten durfte. Ja, Frau Marie ging in ihrer Vorsicht so weit, daß sie die Tür zu ihren Räumen samt Nebenräumen über Nacht sorgsam verriegelte.

Das wurde Herrn B. zum Verhängnis. Vor einigen Tagen kam er spät in der Nacht nach Hause. Er machte in der Küche Licht, bereitete in der daneben liegenden Schlafkammer sein Bett und wollte sich eben niederlegen, als ihn ein heftiger Drang auf den Gedanken brachte, schnell noch einen gewissen Ort aufzusuchen.

Nun befand sich jedoch der gewisse Ort auf dem Territorium der Gattin. Herr Anton, der von der verschlossenen Tür nichts wußte, schlich auf leisen Sohlen an diese Tür und wollte unbemerkt das Gebiet der Gattin überqueren. Da bemerkte er, daß die Tür verschlossen war. Zuerst dachte er, sich auch in diesem Fall zu bescheiden, aber die Natur verlangte immer nachdrücklicher ihr sonst unbestrittenes Recht und so blieb dem armen geplagten Mann nichts übrig, als anzuklopfen und seine gestrenge Gattin um Einlaß zu bitten.

Etwa eine Viertelstunde lang klopfte er unermüdlich. Dann, als noch immer niemand aufzuschließen kam, faßte ihn begreifliche Verzweiflung und er schlug die Tür ein. Seine Frau, die ihn hindern wollte, weiter vorzudringen, schleuderte er beiseite und — verschwand in dem bewußten Nebenraum.

Wegen dieses durch die Natur diktierten Gewaltaktes mußte er sich vor dem Schnellrichter verantworten. Er schilderte beredt seine Not und fand viel Verständnis bei dem Richter. Die Sache wurde wegen Geringfügigkeit eingestellt, nachdem Herr V. versprochen hatte, nie wieder solche nächtlichen Ausflüge zu unternehmen.

Volkswirtschaft.

Vor einer Rekordernte. Eine Schätzung des Statistischen Reichsamtes über den Ausfall der bevorstehenden Ernte nach dem Stande zu Anfang Juli kommt zu dem Ergebnis, daß bei allen Getreidearten ein höherer Ernteertrag als im Vorjahr zu erwarten ist. Damit kommt Deutschland dem Ziel der „Selbstversorgung" mit Getreide wieder ein bedeutendes Stück näher, schneller und vielleicht mit Auswirkungen auf die Preisbildung, wie es sich die Autarkiefreunde in der Landwirtschaft nicht vorgestellt haben. Die Kaufkraft der Industriebevölkerung wird damit immer mehr zum alleinbestimmenden Faktor für die Preisbildung bei landwirtschaftlichen Produkten. Die Erträge je Hektar werden voraussichtlich allgemein über dem Durchschnitt der Jahre 1924 bis 1930 und bedeutend über den Erträgen des Jahres 1931 liegen. So rechnet das Statistische Reichsamt damit, daß der Hektarertrag bei Winterroggen von 15,4 Doppelzentner im Jahre 1931 auf 17,9 Doppelzentner im Jahre 1932 steigen wird, bei Winterweizen von 19,5 auf 22, bei Sommerweizen von 19,9 auf 21,4 Doppelzentner. Die deutsche Gesamternte wird nach der Schätzung von 20,3 auf 22,4 Millionen Tonnen steigen. Die Roggenernte des Jahres 1932 wird auf 7,95 Millionen Tonnen gegen 6,7 Millionen Tonnen im Jahre 1931 geschätzt, die Weizenernte auf 4,99 gegen 4,23 Millionen Tonnen; auch für Gerste rechnet man mit einer Steigerung von 3,0 auf 3,2 Millionen Tonnen; für Hafer mit einer Steigerung von 6,2 auf 6,3 Millionen Tonnen. Bei den beiden Hauptgetreidearten, Roggen und Weizen, wird also mit einer Ernteteigerung um nicht weniger als 20 Prozent gerechnet.

Pferdemarktbericht von Leer. Zum gestrigen Pferdemarkt waren angetrieben 75 Pferde. Käufer waren zahlreich vertreten. Gesamttendenz mittelmäßig. Beste Pferde gesucht. Arbeitspferde (Warmblut) 1. Klasse 750—850 RM., 2. Klasse 575—650 RM., 3. Klasse 450 bis 575 RM., Schlachtpferde 30—100 RM., Fohlen, dreijährige 500—700 RM., zweijährige 400—550 RM. Vereinzelt über Notiz. Nächster Pferdemarkt am Mittwoch, dem 7. September (Kreuzmarkt).

Die Unsicherheit des Marktes. Die Unsicherheit des deutschen Marktes für landwirtschaftliche Erzeugnisse, die von Tag zu Tag zunimmt, trifft den deutschen Bauern immer schwerer. Die zunehmende Grenzabsperrung durch Zölle hat dafür gesorgt, daß die Preise für landwirtschaftliche Produkte in immer größerem Ausmaße nur mehr vom Binnenmarkte bestimmt werden. Entschlußlosigkeit der Regierung und weitere Abnahme der innerdeutschen Kaufkraft bringen nun eine derartige Unsicherhei in die Preisgestaltung, daß der Bauer zur Aufstellung einer ordnungsmäßigen Wirtschafsrechnung überhaupt nicht mehr in der Lage ist. Es ist zu wünschen, daß durch sofortige Aufstellung und Durchführung eines organischen landwirtschaftlichen Gesamtprogramms dieser verheerenden Unsicherheit baldmöglichst ein Ende bereitet wird.

Das Deutsche Reichsspritmonopol kauft den Brennern den Sprit für 49,52 Pf. ab und verkauft ihn für 50 Pf. an die Benzinfirmen. Das Reich hat auf jeden Hektoliter etwa 22 RM. Kosten durch Verwaltung, Lagerung, Fracht, Zinsen usw., also je Hektoliter rund 22 RM. Verlust, macht bei 1 Million Hektoliter 22 Millionen RM. Nun soll der Spritzusatz zum Benzin von 6 auf 12 Prozent erhöht werden. Man hat ausgerechnet, daß so ein Gesamtverlust von 64 Millionen Reichsmark (einschließlich Verteuerung des Kraftstoffs und Zollverlust auf Benzin) erwachsen würde.

Der Sonntagsausgang.

Brief aus Paris.

Sonntag gegen Mitternacht hörte der Hausbesorger einer der Villen der Avenue du Bois einen gellenden Schrei, dem wenige Sekunden später ein dumpfer Aufschlag folgte. Der Hausbesorger lief auf die Straße hinaus und sah die Lichter eines Autos, das in rasender Geschwindigkeit dem Bois zufuhr. Er wollte schon zurückkehren, als er im Schein der Bogenlampen einen leblosen Körper entdeckte, der auf dem Asphalt zusammengesunken war, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Im selben Augenblick kam ein berittener Polizist vorüber. Der Hausbesorger hielt ihn an und beide bemühten sich um die Leblose. Die Taschenlampe des Brigadiers beleuchtete ein junges, hübsches Gesicht, dessen Mund offen stand. Eine flüchtige Untersuchung ergab, daß das junge Mädchen tot war und daß sie wahrscheinlich durch den Sturz aus dem Auto eine Schädelverletzung erlitten hatte. Sie trug ein lichtes, einfaches Sommerkleid, darüber einen blauen Mantel und mochte der dienenden Klasse angehören. Auffallend schien eines: sie trug Lackhalbschuhe. In der rechten Hand aber hielt sie ein Paar Filzpantoffel.

Am nächsten Morgen wurde die Photographie der Unbekannten in allen Tageszeitungen veröffentlicht, und wenige Stunden später meldeten sich zwei junge Mädchen, die angaben, in der Toten ohne Zweifel die neunzehnjährige Yvonne Desvignes erkannt zu haben. Yvonne stamme wie sie aus der Bretagne und sei erst vor kurzem nach Paris gekommen, um hier ihr Fortkommen zu suchen. Ihre Eltern hatten sie bei einer Staatsbeamtenwitwe untergebracht, die „auf sie schaute", das heißt, ihr jeglichen Ausgang entzog, ihr verbot, mit anderen Mädchen zu sprechen, die ihr „ein schlechtes Beispiel" zu geben vermochten, und ihr als einziges Sonntagsvergnügen gestattete, an ihrer Seite den Parc Monceau aufzusuchen.

Yvonne Desvignes war, wie gesagt, neunzehn Jahre alt, auffallend hübsch und hatte sich das Leben in Paris sicherlich heiterer vorgestellt. Ein paar Monate hielt sie die strenge Klausur aus, dann begann sie sich mit anderen Mädchen anzufreunden und der erste gewagte Schritt ins Leben war der Besuch eines Kinos. Dort lernte sie natürlich die Freunde ihrer Kollegen kennen und man verabredete für den nächsten Sonntag den Besuch eines populären Ballokals. Yvonne tanzte bis elf Uhr. Sie hatte den Freundinnen erzählt, daß sie vor zwölf zurück sein müsse. Um ihre Herrin nicht zu wecken, hatte sie Filzpantoffel mitgenommen.

Yvonne tanzte viel. Insbesondere waren es zwei junge Burschen, die ihr keine Ruhe ließen. Beide verlangten im eindringlichsten Ton ein Rendezvous, und als Yvonne sie abwies, kam es beinahe zu einem Streit. Zehn Minuten vor zwölf bemerkte Yvonne, daß es höchste Zeit für sie sei, nach Hause zurückzukehren. Die beiden Burschen trösteten sie und versprachen, sie per Auto nach Hause zu bringen, damit sie nicht zu spät komme.

Ob das junge Mädchen in der Avenue du Bois merkte, daß die Burschen einen anderen Weg einschlugen oder ob sie allzudringliche Zärtlichkeiten abzuwehren hatte? Jedenfalls muß sich zu diesem Zeitpunkte ein Handgemenge zwischen ihr und ihren Begleitern abgespielt haben. Die Polizei vermutet, daß sie bat, man möge sie absetzen. Daß sie die Pantoffeln in die Hand nahm. Daß sie vielleicht die Wagentüre öffnete. Wäre Yvonne Desvignes durch einen unglücklichen Zufall aus dem Wagen gestürzt, hätte sie geschleift werden müssen. Jedenfalls wäre der Aufschlag kein so furchtbarer gewesen. Es besteht also kein Zweifel, daß einer der Burschen sie mit voller Wucht aus dem Wagen stieß.

Der Kommissar, der beauftragt ist, die jungen Leute ausfindig zu machen, die den Tod des Mädchens verschuldeten, scheint dieser Aufgabe skeptisch gegenüberzustehen. Vermutlich wird diese Affäre so behandelt werden wie viele ähnliche. Sie könnte neben dem Namen Yvonne Desvignes den Titel tragen: Die Geschichte eines Dienstmädchens . . .

Landesbibliothek Oldenburg

Nordenham.

Unter sich lassen. Die Nazis veranstalten am Sonntag einen Umzug, wozu sie ihre Leute aus der weitesten Umgebung zusammenziehen werden. Weil wir gegen eine Austragung des politischen Kampfes mit Dolchen und Revolvern sind, wird allen Angehörigen der Eisernen Front nahegelegt, von der Straße fernzubleiben. Bei irgendwelchen blutigen Zwischenfällen könnte man sich sehr leicht wieder auf „Notwehr" berufen und die Arbeiterschaft die Folgen zu tragen haben. Wir wollen uns nicht in Plänkeleien verzetteln, sondern alles tun, um den Entscheidungskampf mit durchschlagender Kraft zu führen. Sorge ein jeder dafür, daß in den nächsten Tagen und Wochen überall die notwendige Aufklärung verbreitet und die Reichstagswahl ein Sieg des Volkes wird. Alle Stimmen der Liste 1!

Vom Midgard-Pier. Das dänische Motorschiff „Voringia" geht nach erfolgter Beladung nach Hamburg weiter.

Keller unter Wasser. Durch den wolkenbruchartigen Regen wurden in letzter Nacht viele Keller unter Wasser gesetzt. Um 2 Uhr mußte die Feuerwehr nach der Friedrich-Ebert-Straße und hier den Keller eines Geschäftshauses auspumpen. Aus verschiedenen Kellern wurden Hunderte von Eimern Wasser geschleppt. Bei der Midgard mußte die Schicht wegen des starken Regens unterbrochen werden.

Abfahrt nach Oldenburg um 11 Uhr. Morgen Sonntag findet die Abfahrt nach Oldenburg nicht um 1 Uhr, sondern um 11 Uhr statt. Die Abfahrt erfolgt vom Gewerkschaftshause aus.

Vom Arbeitersport. Am heutigen Nachmittag und im Laufe des morgigen Sonntags werden im Bürgerpark in Geestemünde die diesjährigen leichtathletischen Bezirksmeisterschaften der Arbeitersportler ausgetragen. Von der Freien Turnerschaft Nordenham nehmen etwa 30 Sportlerinnen und Sportler teil. Mit großem Interesse kann man dem Ausgang der zahlreich ausgeschriebenen Stafetten entgegensehen. Die Sportler am anderen Weserufer werden alles versuchen, um den Nordenhamern, die in letzter Zeit nicht mehr zu schlagen waren, einen Strich durch die Rechnung zu machen. Ausgeschrieben sind: 4-mal-100-, 10-mal-100-, 3-mal-200-, 3-mal-1000-Meter- und Schwedenstafette. Außerdem haben die Nordenhamer noch beim 100-Meter-Lauf, 800-Meter-Lauf, 1500- und 3000-Meter-Lauf sowie beim Hoch- und Weitsprung und beim Diskuswerfen ein ernstes Wort mitzureden. Wünschen wir den Sportlern aus der sogenannten Provinz die besten Erfolge.

Aerztlicher Sonntagsdienst. Morgen (nur in Notfällen) Dr. Jacobs.

Hochwasserzeiten in Nordenham. Am Sonntag 0.40 und 13.15 Uhr, am Montag 1.40 und 14.05 Uhr.

*

Einswarden. Einbrüche am laufenden Band. Bei einer ganzen Reihe von Einwohnern wurden Einbrüche verübt. Erbeutet wurden ein Fahrrad, eine silberne Uhr, Seife usw. In einem anderen Falle blieb es bei einem Versuch.

Einswarden, Volksfest. Wiederum hat das Sportkartell den Marktplatz mit recht vielen Buden und Belustigungsgeschäften bebauen lassen, um am Sonntag und Montag allen die Gelegenheit zu geben, im Trubel des Volksfestes die Sorgen der heutigen Zeit vergessen zu können, soweit jeder dazu in der Lage ist.

Blexen. Nordsee-Passagier-Flüge des „Do. X". Nach einer Mitteilung der Hamburg-Amerika-Linie wird das Flugschiff „Do. X" in den nächsten Tagen mehrere Passagierflüge im Ost- und Nordseegebiet unternehmen. Von Kiel fliegt der Luftriese am 27. Juli über Flensburg, Wik, List, Nordernei und Wilhelmshaven nach Bremen. Am 11. oder 12. August wird das Flugschiff in Hamburg sein. An allen Plätzen nimmt es Passagiere auf und wird zur Besichtigung freigegeben sein. — Wann das Flugschiff in Blexen sein wird, konnten wir im Augenblick noch nicht erfahren.

Freundinnen.

„Hast du schon von dem neuen Schönheitsmittel gelesen?"

„Ja, ich habe es sogar versucht!"

„Aha, ich habe mir doch gleich gedacht, daß es nur Bluff sei . . . ."

Vatermord beim „trauten Lampenschein".

Die Familie blättert im Album. — Der Sohn erschießt den Vater.

Eine Tat von besonderer Niederträchtigkeit beschäftigte jetzt im Rahmen einer Revision den zweiten Strafsenat des Reichsgerichts. Es handelte sich um den Mord des Bestersohnes Walter Buchholz, der vor einigen Monaten seinen Vater meuchlings erschossen hat und dann vom Schwurgericht Allenstein zum Tode verurteilt wurde.

Das Verhältnis zwischen dem Mörder und seinem Vater war seit längerer Zeit recht unerquicklich gewesen. Der junge Mann wollte zur Reichswehr, stieß aber auf den Widerstand seines Vaters, der ihn für seine Wirtschaft brauchte. Der alte Buchholz war auch davon wenig erbaut, daß der junge Mann mit einem Mädchen Beziehungen unterhielt und machte ihm deswegen öfter Vorwürfe. In solchen Dingen verstand der alte Bauer keinen Spaß und er ließ den Burschen manchmal auch durch Schläge seine väterliche Autorität fühlen.

Allmählich sammelte sich in Walter Buchholz ein ungeheurer Groll gegen seinen Vater an; er beschloß, sich seiner lästigen Vormundschaft durch einen Mord zu entledigen. Die erste Vorbereitung zu dieser Tat war, daß er seinem Vater heimlich einen Karabiner stahl und diesen in der Scheune versteckte.

Drei Tage vor seiner Tat fuhr Walter Buchholz in einen Nachbarort, wo seine Freundin weilte, und blieb die ganzen drei Tage bei ihr. Schließlich getraute er sich nicht mehr, seinem Vater vor die Augen zu treten, da er fürchtete, daß dieser ihn für das eigenmächtige Wegbleiben wieder mit Schlägen bestrafen würde. So reifte in ihm endgültig der Entschluß zum Verbrechen.

„Bis hierher hat uns Gott gebracht."

Am Abend der Tat war Walter Buchholz wieder in das Dorf zurückgekehrt. Leise schlich er sich auf das väterliche Anwesen, holte seinen Karabiner und nahm im Dunkeln auf der Veranda Platz. Durch das Fenster konnte er die ganze Familie beobachten, die um den Tisch versammelt war. Zuerst sangen alle das Lied „Bis hierher hat uns Gott gebracht", dann wurde das Familienalbum hervorgeholt und unter den alten Bildern herumgeblättert. Niemand ahnte, daß inzwischen der Mörder mit dem Karabiner auf dem Anstand saß.

Eine volle Viertelstunde wartete Walter, bis sein Vater den Kopf vom Tisch hob und ihm ein günstigeres Ziel bot. Ein Schuß krachte — und der Vater sank, von einer Kugel tödlich in den Kopf getroffen, zu Boden.

Walter Buchholz ließ sich ein wenig Zeit, dann trat er harmlos, als ob nichts geschehen wäre, in die Wohnung. In höchst verwundertem Tone fragte er, was denn geschehen sei und als man ihm von dem Unglück erzählte, meinte er kopfschüttelnd: „Komisch, daß das passieren muß, wenn ich nicht da bin!"

Die Landjäger faßten bald gegen ihn Verdacht, zumal kein anderer als Mörder in Betracht kam. Nach längerem Verhör legte Walter Buchholz auch ein volles Geständnis ab. Am 8. April fand der Prozeß statt.

Das Schwurgericht verurteilte ihn zum Tode.

Gegen dieses Urteil legte Walter Buchholz Revision ein, wobei er den § 51 für sich in Anspruch nahm und erklärte, daß er nicht im Vollbesitz seiner Geisteskräfte gewesen sei. Die psychiatrische Untersuchung ergab jedoch, daß er geistig völlig gesund ist. Das Reichsgericht wies daher die Revision als unbegründet ab, so daß das Todesurteil in Rechtskraft erwachsen ist.

Aus Brake und Umgegend.

Verkehrsunfall. Ein Verkehrsunfall ereignete sich an der Ecke Breite und Bahnhofstraße. Ein Auto fuhr rückwärts aus der dortigen Tankstation, als auch ein Radfahrer und eine Radfahrerin um die Ecke gebogen kamen. Während der Radfahrer freikam, kollidierte die Radfahrerin mit dem Auto. Zerrissene Kleider, einige Hautabschürfungen und eine verbogene Treitkurbel waren die Folgen dieses Verkehrsunfalls, der viel schlimmer hätte ablaufen können.

Noch ein Unfall auf der Straße. Gestern stürzte auf dem Bahnübergang der Breiten Straße ein Pferd, welches vor einem Rollwagen ging. Das Tier konnte nicht eher wieder auf die Beine kommen, bis es ausgeschirrt war. Später vorgenommene Gehversuche zeigten, daß es weiter keine Verletzungen davongetragen hatte. Es wurde wieder angespannt und der Fuhrwerker konnte seine Weiterfahrt antreten.

Am Sonntag nach Elsfleth. Die Eiserne Front in Brake beteiligt sich am morgigen Sonntag an der Einweihungsfeier des Sportplatzes der Freien Turnerschaft in Elsfleth. Das Reichsbanner unternimmt dazu einen Fußmarsch nach Elsfleth, das Spielmannskorps und die Musikkapelle gehen mit. Antreten zum Abmarsch pünktlich 11.30 Uhr bei der „Friedeburg". Der Zeitpunkt mußte so früh gelegt werden, weil die Ankunft zur Nachmittagsveranstaltung sichergestellt sein muß. — Die übrigen Mitglieder der Eisernen Front, Gewerkschaftler usw., sammeln sich, sofern sie mit dem Rade fahren wollen, um 12 Uhr bei der „Friedeburg". Der Mittagszug bietet allen anderen noch Gelegenheit, rechtzeitig nach Elsfleth zu kommen. Es wird allseitige Beteiligung erwartet.

SPD.-Frauengruppe. Am Donnerstagabend hielt die Frauengruppe der SPD. in Brake ihre Versammlung im Sitzungszimmer der früheren Bürgerschule ab. Es wurde Stellung zu den Veranstaltungen der Eisernen Front im bevorstehenden Wahlkampf genommen. Insbesondere ist das am 24. Juli vorgesehene Frauentreffen einer eingehenden Beratung unterzogen worden. Dem Vorstand wurden noch einige Genossinnen beigeordnet, die die vorbereitenden Arbeiten zu erledigen haben. Vorgesehen ist nachmittags 4 Uhr eine Kaffeetafel im „Zentral-Hotel". Darauf folgt eine Frauenfeierstunde mit musikalischer und unterhaltender Umrahmung. Diese Veranstaltung ist nur für Frauen und Männer, die sich zur Eisernen Front bekennen. Im Rahmen dieser Teilnehmerschaft ist die Frauenfeierstunde als eine geschlossene Veranstaltung zu betrachten. Weiterhin ist auch noch die übrige Wahlarbeit der Frauen besprochen worden. Das Gebot der Stunde, mit den Männern der Eisernen Front gemeinsam den Freiheitskampf gegen den Faschismus aufzunehmen, ist in der Aussprache sehr deutlich zum Ausdruck gekommen. Die Kürzungen an Unterstützungen, Renten usw., die die Regierung Papen auf Wunsch der Nationalsozialisten den breitesten Volksschichten auferlegt hat, ist nicht nur Sache der Männer, in erster Linie wird dadurch die Frau und Mutter betroffen. In diesem Sinne aufklärend zu werken, wird die Aufgabe der Frauengruppe sein.

Kegelsport. Am kommenden Sonntag findet in der Kegelbahn „Zum deutschen Hause" ein Kegelwettkampf des Braker Eisnbahnsportvereins gegen den Bruderverein aus Bremen statt. Der Kampf beginnt um 1 Uhr mittags. Da der Sportverein von Bremen über gute Kräfte verfügt, ist ein sehr interessanter Kampf zu erwarten.

Hoch- und Niedrigwasserzeiten in Brake. Sonntag, den 17. Juli: Hochwasser 1.35 Uhr und 14 Uhr, Niedrigwasser 8.40 Uhr und 21.10 Uhr. — Montag, den 18. Juli: Hochwasser 2.35 Uhr und 14.50 Uhr, Niedrigwasser 9.30 und 22.10 Uhr.

Aus Stedingen.

Bardewisch. Parteiversammlung. Mit einem kurzen Vortrag über die augenblickliche Lage leitete der Gen. Krause die gut besuchte Versammlung ein. Er hob insbesondere hervor, daß die Parteigenossen heute mehr denn je zusammenstehen müßten und vor allen Dingen nicht kopflos werden dürften. Weiter gab Gen. Niebuhr einen Bericht vom Bezirksparteitag. Um die Scharte von der letzten Tempelversammlung wieder auszuwetzen, soll am 21. Juli, abends 8 Uhr, eine große Kundgebung der Eisernen Front stattfinden. Die umliegenden Ortsvereine sollen um Unterstützung gebeten werden. Die Wahlagitation wurde bewährten Genossen anvertraut. Am Wahltage soll das Wahllokal mit Listenführern besetzt werden, um so den Schlepperdienst zu erleichtern. Zu einem Schreiben der Genossin Frerichs zwecks Bildung von Frauenschaften der Eisernen Front wurde dahingehend Stellung genommen, daß zunächst versucht werden soll, die Frauen zum Herbst in der Arbeiterwohlfahrt zusammenzufassen. Mit der Besprechung von Gemeindeangelegenheiten und der Aufforderung, sich am Sonntag, dem 17. Juli, restlos an der Platzweihe in Elsfleth zu beteiligen, fand die Versammlung ihr Ende.

Bardewisch. Eiserne Front. Die Mitglieder der Eisernen Front fahren am Sonntag, dem 17. Juli, geschlossen nach Elsfleth. Abfahrt mit dem Rad um 12.30 Uhr von Bardewisch.

Aus aller Welt.

Gegen den Berg.

In der Nähe von Mexiko City stieß ein Flugzeug, in dem u. a. der Präsident einer Luftverkehrsgesellschaft saß, bei einem Nachtflug gegen einen Berg. Der Präsident kam ums Leben; seine vier Begleiter erlitten schwere Verletzungen.

Autobuskatastrophe.

Auf der Chaussee zwischen Bordeaux und Libourne sind zwei aus entgegengesetzter Richtung kommende Autobusse zusammengestoßen, als der eine Autobus einen auf der Landstraße haltenden Kraftwagen überholen wollte. Bei dem Unglück wurden vier Personen getötet, drei schwer und 15 leicht verletzt.

44 Personen vergiftet

In Buch (Württemberg) sind 44 Personen nach dem Genuß von verdorbenen Rindfleisch an Brechdurchfall erkrankt. 16 Personen mußten ins Krankenhaus überführt werden. Bei einigen besteht Lebensgefahr.

Irrenschüsse . . .

Am Dünaufer im Rigaer Hafengebiet stürzte sich ein mit einem Revolver bewaffneter Mann in einem plötzlichen Wahnsinnsanfall auf die im Hafen beschäftigten Arbeiter. Von den zu Hilfe gerufenen Polizisten wurden zwei getötet und zwei verletzt. Die Polizei schoß wieder: tödlich getroffen brach der Irrsinnige zusammen.

Mord.

Im Gefängnis Ratibor hat ein Förster, der dort eine längere Strafe zu verbüßen hat, seine Frau mit einem Kartoffelschälmesser durch einen Schnitt in die Kehle ermordet. Die Frau hatte den Mann in Begleitung ihrer Kinder besucht. Während der Aussprache war es zu einem heftigen Streit gekommen.

Heute abend 8,30 Uhr
auf der Kaje in Brake
spricht Reichstagskandidat
Faust (Bremen)
in einer großen
Wahlkundgebung.

Anzeigenteil für Brake, Nordenham u. Umgegend

Sonntags-Sonderfahrten
von Wesermünde über Nordenham nach
Brake
mit Dampfer „Preußen"
Hinfahrt:
Ab Wesermünde ..... 2 Uhr nachm.
„ Nordenham ..... 3 „ „
An Brake ..... ca. 4 „ „
Rückfahrt:
Ab Brake ..... 8 Uhr abends
„ Nordenham ..... 9 „ „
An Wesermünde ..... ca. 10 „ „
Weserfähre G. m. b. H.

Westhoff Westhoff
Der lustige Zoo
eine Freude für alt und jung
zum Volksfest in Einswarden!
Nachmittags das schönste Karussell
Abends die beliebten Schnellfahrten
für Erwachsene

Betten bestehend aus nur garantiert feder- und daunendichtem Inlett m. guter Feder-Halbdaunen- oder Daunenfüllung liefere ich stets sofort in jeder gewünschten Preislage.
Joh. Ohm, Brake i. O.

Strandhalle, Nordenham
Sonntag, den 17. d. M., nachmittags **Konzert**
Friedeburg Nachmittags Konzert mit Tanz. Abends Tanzkränzchen.
Kapelle Fürstenberg.

Bevorzugt unsere Inserenten!

Fürsorgestelle im Amtsgebäude,
westlicher Seiteneingang.
1. Sprechstunden der Amtsfürsorgerin in der Alters-, Jugend- und Gesundheitsfürsorge jeden Freitag, nachmittags von 3 bis 5 Uhr.
2. Sprechstunden des Fürsorgearztes in der Tuberkulosefürsorge jeden Freitag, nachmittags von 5 bis 6 Uhr.
Der Amtsvorstand des Amtsverbandes Brake.

Autoruf 2888
Friedrich Duden.
Nordenham.

Autovermietung
Gut und noch immer am billigsten fährt Sie zu jeder Tag- u. Nachtzeit
Wilh. Barre,
Ellwürden, Telefon 217a
u. Öffentlich Ellwürden

Blexen
Bahnhofshotel.
Sonntag, den 17 Juli:
Tanz
Es ladet freundlichst ein J. Freis.

Wollen Sie
inserieren, dann berücksichtigen Sie im eigenen Interesse das weitverbreitete „Volksblatt"

Der beste und sicherste Bürge
für den Erfolg einer Anzeige
ist
erfahrungsgemäß
die starke Verbreitung unserer Tageszeitung
Deshalb inserieren Sie im
„Volksblatt"
Geschäftsstelle Nordenham, Bahnhofstraße 5. Telefon 2259

Drucksachen liefern schnell und gut Paul Hug & Co.

Landesbibliothek Oldenburg

Jadestädtische Umschau.

Erwerbslose und Eiserne Front!

Zwei Erwerbslosen-Kundgebungen finden statt am Montag 4 Uhr im Gewerkschaftshaus und am Dienstag 4 Uhr im „Tonndeicher Hof" für Mitglieder der Organisation der Eisernen Front. Alle schuldlos von der Arbeit ausgeschlossene Kampfgenossen sollen erscheinen und Stellung nehmen zum Regiment der Barons-regierung und zu den Taten NSDAP. Diese Erwerbslosen-Versammlungen müssen Massenkundgebungen der Eisernen Front werden!

Die heute Standortssegelwettfahrt.

js. Heute vormittag wurde im Großen Hafen die 6. Standortssegelwettfahrt gefahren. Die Boote hatten schlechtes Segelwetter. Eine trostlose Flaute ließ einen Kampf gar nicht erst aufkommen. Zentimeterweise schleppten sich die Segler dahin, trotzdem alle verfügbaren „Lappen" ausgehängt waren. Vor allem, wenn es hieß, gegen den Wind anzukommen, hatte man den Eindruck, als ob die Segler festlagen. Aber ein Aufgehen des Wettbewerbs gab es nicht. Runde um Runde wurde gefahren. Auch heute fand die Segelveranstaltung das Interesse der Passanten und Badegäste, so vor allem bei der Banter Ruine, wohin sie sich erstreckte.

Weitere Seefahrten.

Nach Nordseebad Dangast fährt das Motorboot „Westfalen" um 10 Uhr. Rückfahrt ab Dangast 13.30 Uhr. — Das Motorschiff „Mellum" führt um 10 Uhr eine Besichtigungsfahrt zum Leuchtturm „Arngast" aus. Rückkehr zirka 11.30 Uhr. Um 16 und um 20 Uhr sticht „Mellum" in See. Der Preis für die Fahrten in See ist auf 50 Pf. ermäßigt worden. — Heute Sonnabend findet eine Abendfahrt in See statt.

Wieder 500 RM. im Marzipan.

Gestern wurden in den Nachmittagsstunden wieder 500 RM. aus den Glückskugeln gezogen. Zwei Frauen, zwei Arbeitslose und ein weiterer Herr teilten sie sich diesmal. Trotzdem sind, wie die Lotterieleitung mitteilt, noch fünf Gewinne zu je 500 RM. und zwölf zu je 100 RM. und viele kleinere und größere in den Kugeln enthalten.

Zu dem Vorfall in Heppens.

Zu unserem gestrigen Bericht erhalten wir von der Polizei eine Darstellung, nach der sich der geschilderte Vorfall mit dem Betrunkenen anders abgespielt hat. An dem „nachharlichen Streit" waren auch Kommunisten und Stahlhelmer beteiligt, so daß einer bestimmten Partei, keine Vorwürfe zu machen sind.

Nordwestdeutsche Rundschau.

Hooksiel. Kundgebung der Eisernen Front. Am Montag, dem 18. Juli, veranstalten die SPD. und die Eiserne Front auf dem Hafenplatz eine öffentliche Kundgebung, bei der der Reichstagskandidat Tempel, Leer, über das Thema „Der 31. Juli — der Schicksalstag des deutschen Volkes" sprechen wird. Die Bevölkerung Hooksiels und Umgebung ist zur Teilnahme freundlichst eingeladen.

Assel (Kr. Kehdingen). Zwei Söhne beim Baden verloren. Nachmittags sind zwei Söhne des Schiffers Pohlmann aus Assel beim Baden am Stack ertrunken. Die beiden Knaben im Alter von 10 und 8 Jahren wurden von der Strömung erfaßt und abgetrieben, bevor ihnen Rettung gebracht werden konnte. Nach stundenlangem Suchen konnten die beiden Leichen in den Abendstunden geborgen werden.

Ramsloh. Verhinderte Wohnungsräumung. Der Arbeiter R. sollte zwangsweise durch die Behörde aus seiner Wohnung herausgesetzt werden. 60 Kommunisten aus der Umgegend marschierten auf und erzwangen, daß die Räumung nicht vorgenommen wurde.

Wesermünde. Fünf Rinder vom Zuge überfahren. Der Frühzug von Bederkesa nach Wesermünde überfuhr in der Nähe der Station Drangstedt fünf Rinder des in Drangstedt wohnhaften Landwirts Adolf Aschoff. Das Vieh war während des Gewitters von der an der Bederkesaer Grenze liegenden Weide ausgebrochen und dann auf den Bahnkörper geraten. Die Tiere waren teils tot, teils so schwer verletzt, daß sie notgeschlachtet werden mußten.

Kurze Notizen aus dem Lande. Von dem Dangaster Maler Franz Radziwill hat die Berliner Nationalgalerie ein Gemälde, darstellend die Lloyddampfer „Bremen" und „Europa" im Hafen, erworben. — Ein Bäckermeister aus Jever kam beim Baden im Sielstief bei Carolinensiel den sich gerade öffnenden Schleusentüren zu nahe und wurde vom Wasser gegen die Türen gedrückt. Er erlitt schwere Verletzungen. — In Delmenhorst kam es zu Zusammenstößen zwischen Nazis und Kommunisten. Die Polizei nahm eine ganze Reihe Verhaftungen vor. — Gewitterregen hat in Leer an verschiedenen Stellen der Stadt Schaden verursacht und in überfluteten Kellern die Vorräte vernichtet. — In Aschhausen wird seit dem 9. Juli der 19jährige Knecht Fritz Hemken vermißt, der dort bei dem Landwirt zur Mühlen bedienstet war. — Ein Zögling der Johannisburg bei Börgerwald stieß bei einem Kopfsprung in den Kampedörpen-Kanal mit dem Kopf auf den Grund und konnte später nur als Leiche geborgen werden. Er hatte sich bei dem Sprung das Genick gebrochen.

Schiffahrt und Schiffbau.

Für Seefahrer. Die Nebelsignalstation der 3. Einfahrt wird vom 18. Juli an auf etwa zehn Tage außer Betrieb gesetzt. Während dieser Zeit werden bei Nebel oder unsichtigem Wetter Signale mit der Glocke gegeben.

Nordenhamer Fischdampfer-Verkehr. Heute zum Markt gewesen: „Gleiwitz", Kapt. Klieme, von Island in Geestemünde; „Adolfinnen", Kapt. Weinberg, von der Nordsee in Geestemünde; „Elberfeld", Kapt. Lauermann, von der Nordsee in Geestemünde; „Breslau", Kapt. Zeimig, von Island in Geestemünde. Abfahrt heute: „Weser", Kapt. Oltmanns, nach Island; „Chemnitz", Kapt. Liedtke, nach der Nordsee. Abfahrt morgen: „Dresden", Kapt. Schröder, von Grimsby nach Island.

Hoover verzichtet auf 20 Prozent seines Gehalts.

In Washington erklärte Präsident Hoover, freiwillig auf 20 Prozent seines Gehalts ab 1. Juli zu verzichten. Somit erhält der Präsident „nur" noch 60 000 statt 75 000 Dollar. Die Kabinettsmitglieder, deren Gehalt bereits um 8,3 Prozent gekürzt wurde, erklärten sich mit einer 15prozentigen Kürzung einverstanden. Sie erhalten also künftig 12 750 statt 15 000 Dollar. Auch der Vizepräsident Charles Curtis stimmte einer Kürzung seines bisher 15 000 Dollar betragenden Gehalts um 15 v. H. zu. — Auch damit wird es sich noch leben lassen.

Verzweiflungsdrama.

In München hat der vor kurzem aus seiner Stellung entlassene Hausmeister eines Altersheims die Anstaltsleiterin niedergeschossen und lebensgefährlich verletzt. Bei dem Versuch, sich selbst zu erschießen, versagte die Pistole. Der Verzweifelte fuhr dann mit einem Taxi zur Isarbrücke nach Groß-Hesselohe und beendete sein Leben durch einen Sprung in die Tiefe.

Flugzeugkatastrophe.

In der Nähe von Wien ist am Freitag der bekannte frühere österreichische Kriegsflieger Eduard Kuhn abgestürzt, als er mit einem Flugschüler einen Aufstieg unternahm. Kuhn und sein Begleiter kamen ums Leben.

Privatprozeß Weiß.

Neben den bevorstehenden amtlichen Prozessen des Berliner Polizeivizepräsidenten Dr. Weiß gegen den Nazi-„Angriff" wird sich demnächst ein Berliner Gericht auch mit dem üblen, die Ehre von Frau Dr. Weiß schwer verletzenden nationalsozialistischen Urantrag im Landtag beschäftigen.

Schneller Tod.

Am Freitag wurde in einer Kölner Schule eine Lehrerin während des Unterrichts vom Schlage getroffen. Sie war sofort tot.

Das Koblenzer Schnellgericht verurteilte den Schriftleiter Hildebrand vom nationalsozialistischen „Koblenzer Nationalblatt" wegen übler Nachrede zu drei Monaten Gefängnis und den Kosten der Veröffentlichung des Urteils in zwei Koblenzer Zeitungen.

Politische Notizen. Der Oberpräsident der Provinz Sachsen hat das „Neue Magdeburger Tageblatt" und die im gleichen Verlag erscheinenden Kopfblätter auf die Dauer von sieben Tage verboten. — Der Thüringer Landtag beschloß am Freitag auf Antrag der Sozialdemokratie, sich mit dem 30. Juli 1932 aufzulösen und die Landtagsneuwahlen am 31. Juli zusammen mit den Reichstagswahlen stattfinden zu lassen. Außer der Volkspartei stimmten alle Parteien für den Antrag. — Der sozialdemokratische Abgeordnete des Mecklenburg-Schweriner Landtags, der bisherige Amtshauptmann des Amtes Hagenow, Dr. Wohlers, hat wegen einer Reihe verleumderischer und unwahrer Behauptungen des mecklenburgischen nationalsozialistischen „Niederdeutschen Beobachter" gegen diesen Beleidigungsklage angestrengt. — Der französische Senat hat gestern abend den Finanz-Sanierungs-Gesetzentwurf in der von der Kammer verabschiedeten Form angenommen. — Am Freitag verurteilte das Pirmasenser Schöffengericht die Nazi-Führer Eicke und Berni wegen Verbrechens gegen das Sprengstoffgesetz zu je zwei Jahren Zuchthaus. Der Nazi-Kaufmann Hahn und der SA.-Mann Ebenshausen erhielten ein Jahr sechs Monate bzw. ein Jahr Zuchthaus. — Der Reichsminister des Innern ist gestern, aus Neudeck kommend, wieder in Berlin eingetroffen. Heute trifft v. Papen in Berlin ein.

Die „Eiserne Front"

ruft die erwerbslosen Mitglieder der Gewerkschaften des ADGB., der freien Sportler, der SPD. und des Reichsbanners zu **Montag**, den 18. Juli, nachmittags 4 Uhr, nach dem Gewerkschaftshaus und zu **Dienstag**, den 19. Juli, nach dem „Tonndeicher Hof", Schulstraße, zur

Erwerbslosen-Kundgebung

auf. **Erscheint alle!** — Eintritt gegen Ausweis oder Mitgliedsbuch.

Ortskampfleitung der Eisernen Front.

Jadestädtische Parteiangelegenheiten.

Banter Distrikte. Dienstag abend Versammlung im Gewerkschaftshaus. Es referieren die Genossen Hünlich und Frau Frerichs über die politische Lage. Zahlreiches Erscheinen ist Pflicht. Gäste können eingeführt werden. Beginn der Versammlung 8 Uhr.

Sozialistische Arbeiterjugend. Neuguppe. Heute abend pünktlich 7.30 Uhr Ecke Bismarck- und Siebethsburger Straße antreten. — Sonntag: Alle Jungen um 11 Uhr beim „Volksblatt" in Klust. Abends pünktlich 8 Uhr beim Heim antreten zum Rudern.

Gewerkschaftlicher Versammlungskalender.

Deutsche Metallarbeiter-Jugend. Sonntag Teilnahme am Umzug der Eisernen Front. Treffen um 11 Uhr Jugendheim, „Finkenburg". — Montag 7 Uhr: Vorschmelzungsfeier mit der Kupferschmiedejugend im Jugendheim. Die älteren Kollegen sind herzlichst eingeladen.

ZdA.-Jugend. Sonnabend: Radtour nach Friedeburg. Treffpunkt 9 Uhr abends am Rathaus.

Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold.

Rüstringen-Wilhelmshaven. Musikkapelle Sonntag 11.15 Uhr Peterstraße („Volksblatt") für Demonstrationsumzug.

EISERNE FRONT

Führersitzung am Montag, dem 18. Juli, abends 7 Uhr, Gewerkschaftshaus, oben.

Rüstringen.

Rüstringer Krammarkt.

Für den Verkehr auf dem Rüstringer Krammarkt vom Sonntag, dem 17. bis einschl. 24. Juli 1932, auf dem „Schützenplatz" im Stadtteil Bant gelten u. a. nachfolgende Bestimmungen:

1. Vor Beginn und nach Schluß des Marktes dürfen keine Waren feilgeboten oder verkauft und keinerlei Schaustellungen dargeboten werden.
2. Der Markt dauert von morgens 8 bis abends 11.30 Uhr (Sonntags 12 Uhr). Beginn am 1. Markttage: 4 Uhr nachmittags.
3. Während der Markttage ist es für Automobile und Wagen verboten, ihren Halteplatz vor dem Ausgang zum „Schützenplatz" oder in dem Teile der Lindenstraße zu nehmen, der zwischen der Anton-Müller-Straße bis zur Wilhelmshavener Straße liegt. Halteplatz: **Ecke Werft- und Anton-Müller-Straße; Auffahrt über die Werftstraße.** In der Werftstraße darf nur **Schritt** gefahren werden; Automobile dürfen **15 km Fahrtgeschwindigkeit nicht überschreiten.**
4. Fahrräder dürfen während des Marktbetriebes nicht über den Markt geführt werden.
5. Es ist verboten, während des Marktes mit **Wagen** über den Platz zu fahren.
6. Uebertretungen dieser Vorschriften werden, soweit nicht anderweitige gesetzliche Strafbestimmungen in Frage kommen, nach § 149 Ziff. 6 der Reichsgewerbeordnung, mit Geldstrafen bis zu 30 RM. oder Haft bis zu 8 Tagen bestraft.

Rüstringen, den 14. Juli 1932.

Stadtmagistrat. Kleine.

Bekanntmachung.

Die Hebung der Kirchensteuer 1932/33 (erstes Halbjahr) **für Lohnsteuerpflichtige** der evang. luth. Gemeinden Bant, Heppens und Neuende wird hiermit von Montag, den 18. Juli, bis einschließlich 2. August 1932 angesetzt.

Die Zahlungen können erfolgen:

1. im Büro Bismarckstraße 155 **nur Sonnabends und Montags von 8.30 bis 1 Uhr.**
2. durch Banküberweisung bei der Rüstringer Sparkasse unter Angabe der Sollbuch-Nr.
3. durch Postüberweisung unter Angabe der Sollbuch-Nr.

Gleichzeitig wird an die Begleichung der rückständigen Kirchensteuern für 1931/32 erinnert.

Anmerkung: Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß als Grundlage für die diesjährige Besteuerung das Kalenderjahr 1931 gilt.

Rüstringen, den 16. Juli 1932.

Kirchenrechnungsamt Rüstringen.

Wilhelmshaven.

Oeffentliche Steuermahnung!

Diejenigen Pflichtigen, welche der öffentlichen Zahlungsaufforderung ungeachtet, für Juli das Schulgeld, die Grundvermögens- und Hauszinssteuer, dazu gemeindl. Zuschläge und evangel. Kirchensteuer für April-Juni 1932, nicht beglichen und Stundung nicht erhalten haben, werden hierdurch aufgefordert, diese zur Abwehr der Zwangsvollstreckung nunmehr spätestens bis zum 20. d. M. hierher zu zahlen.

Neben Gebühren sind bei den Grundsteuern außerdem noch für jeden angefangenen halben Monat die gesetzlich verordneten Verzugszuschläge von 1 1/2 v. H. des Rückstandes zu entrichten.

Wilhelmshaven, den 15. Juli 1932.

Kämmereikasse als Vollstreckungsbehörde.

Kassenärztlicher Sonntagsdienst für Mitglieder d. Reichs-Betriebskrankenkasse

Es ist in jedem Falle zuerst zu versuchen, den gewählten Kassenarzt zu bekommen. Erst wenn dieser nicht zu erreichen ist sind folgende wachhabende Aerzte in Anspruch zu nehmen

Dr. med. Ulrichs, Börsenstraße 4.
Dr. med. Schöttler, Viktoriastraße 25.

Apotheken-Sonntags- und Nachtdienst.

Bis 18. Juli morgens:
Rats-Apotheke, Friedr.-Ebert-Str. 86.
Vom 18. Juli bis 25. Juli morgens:
Adler-Apotheke. Bismarckstraße 79.

Schützenhof
Rüstringen
Sonntag, ab 7 Uhr:
Grosser Ball

Zum Rudern im Stadtpark
Neue Boote. Bootshaus P. Bourdaillier.

Städt. Badeanstalt Oldeoogestr. 12 (Tel. 1248)
Geöffnet Mittwochs bis Sonnabends. Wannenbad 40 ₰. Sämtl. medizin. Bäder u. Massagen (a. s. alle Kassenmitgl.). Preisverzeichn. a. Wunsch.

Sicherste Kapitalsanlage
in der heutigen Zeit ist der Erwerb von **Bauplätzen sowie von Ein- oder Mehrfamilien-Wohnhäusern.** Solche im Luftkurort Varel, davon verschiedene Häuser sofort beziehbar, haben wir äußerst preiswert abzugeben. Die Häuser eignen sich infolge ihrer Preiswürdigkeit (ab RM 3000.—) und der günstigen Zahlungsbedingungen speziell für Pensionäre.
Hansa-Lloyd Werke AG.
Werk Varel i. O.

Edeka
Großeinkauf von 30000 Kolonialwarengeschäften
1/4 Pfd. Brokentee . . 1/2 Pfd. Kandis . . . . zus. 98 Pf.
1/4 Pfd. Kaffee „Spezial" 1/2 Pfd. Würfelzucker . zus. 78 Pf.

Von heute auf morgen erhalten Sie Ihre **Gummistempel** nur bei Fernsprecher 450, Werftstr. 4, Christian Wiechmann

Blocks für **Preis-Skat** zu haben bei **Paul Hug & Co.** Peterstraße 76

Leder billig und gut bei **A. Neveling** Wilhadener Str. 33 gegenüber d. neuen Post
Ocker & Neveling Bismarckstr. 64.

Radio-Anlagen aller Fabrikate. Bequemste Ratenzahlg. **Elektro-Annas** Wilhelmshav. Str. 30

Sonnabend, d. 16. Juli 1932:
Mit Dampfer „Edwarden" 21 Uhr
Abendfahrt in See
Musik an Bord. Preis 50 Pf.

Sonntag, den 17. Juli 1932:
Mit Motorboot „Westfalen" 10 Uhr
Nach Nordseebad Dangast
Rückfahrt ab Dangast 13.30 Uhr. — Preis: Einfache Fahrt 0.80 RM., Rückfahrkarte 1.20 RM.
Mit Motorschiff „Mellum" 10 Uhr
Besichtigungsfahrt zum Leuchtturm Arngast
Preis: 1.20 RM. einschl. Besichtigungsgebühr. Fahrtdauer ca. 1 1/2 Stunden.
16 Uhr und 20 Uhr:
Fahrt in See
Preis: 0.50 RM.
Aenderung und Ausfall der Fahrten vorbehalten.
Magistrat Wilhelmshaven.

Hinter den Kulissen der Reichstagswahl! Ueber das Kabinett der nationalen Konzentration zur römisch-faschistischen Diktatur!
Oeffentlicher Vortrag
im Wilhelmshavener Gesellschaftshaus am Montag, dem 18. Juli, abends 8.30 Uhr.
Redner: Dr. Armin Roth (früher Kreisleiter der NSDAP. für den Kreis Heinsberg-Rhld.)
Unkostenbeitrag 30 Pf., für Erwerbslose 10 Pf.
Tannenbergbund e. V. K.-Gr. Wilhelmshaven-Rüstringen.

Landesbibliothek Oldenburg

Ein Telegramm der Zentrumspartei.

Die Deutsche Zentrumspartei hat an den Reichspräsidenten nach Neudeck ein Telegramm gesandt in dem sie schärfsten Protest gegen einen Artikel des nationalsozialistischen „Angriff" einlegt. Der „Angriff", heißt es in dem Telegramm, hat berichtet, daß ein katholischer Kaplan in Bernau sich geweigert habe, einem katholischen SA.-Mann die kirchliche Beerdigung zu gewähren, und forderte, daß man dem toten SA.-Mann noch im Sarge das Braunhemd ausziehen solle. Diese Darstellung des Sachverhaltes widerspricht der Wahrheit. Die Umkleidung des Verstorbenen ist nicht gefordert worden. Der Kaplan hat im übrigen bei der Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses des SA.-Mannes in Uebereinstimmung mit den Weisungen seiner bischöflichen Behörde vollkommen korrekt gehandelt. Dieser Vorfall wird in völlig ungerechtfertigter Weise mit parteipolitischen Beweggründen in Verbindung gebracht. Das durch die bischöflichen Weisungen vorgeschriebene Verhalten des katholischen Priesters wird als „eine derartige Verrohung der Gesinnung, die man auf der ganzen Welt eben nur bei Verbrechern, Mordbrennern, Bolschewisten, Mördern und Zentrumsleuten findet", hingestellt. Der „Angriff" fordert die sofortige Verhaftung des katholischen Kaplans und seine Bestrafung wegen eines Verbrechens gegen das deutsche Volk. Gegen diese ungeheuerlichen Beschimpfungen der katholischen Kirche und ihrer Priester durch die Nationalsozialisten erheben wir allerschärfsten Protest. In der Beleidigung der Zentrumspartei erblicken wir eine Beleidigung auch Ihrer Person, da Sie, hochverehrter Herr Reichspräsident, mit den Stimmen der Zentrumspartei gewählt sind. Sie fordert, daß diesen ehrlosen und verrohenden Auswüchsen und Methoden des Wahlkampfes ein Ende gesetzt wird.

Wie sie schwindeln!

Aus Halberstadt wird mitgeteilt: Im „Illustrierten Beobachter" vom 16. Juli befindet sich das Bild eines verbundenen Menschen in Hitleruniform. Der ganze Oberkopf einschließlich des rechten Auges ist verbunden. Unterschrift: „Zwei Blutzeugen der Idee". Es soll also der Anschein erweckt werden, als handele es sich hier um ein Opfer des roten Terrors, um einen Verwundeten im Dienste der Hitler-Idee. Tatsächlich ist der Mann bei dem Nazitreffen in Dessau auch als Held gefeiert worden. Dieser Mann ist ein gewisser Else aus Wegeleben bei Halberstadt, der wegen übergroßen Fleißes als Landarbeiter von seinem Arbeitgeber entlassen wurde. Seine Verwundungen aber hat er nicht im Kampfe mit der Eisernen Front erhalten, sondern er wurde von den Frauen des sogenannten Siechenhofes in Wegeleben, weil er sie mit ordinären Redensarten belästigte, mit Recht verdroschen. So sehen die rauhen Kämpfer Hitlers aus.

Politik auf der Straße.

(Halle, 16. Juli. Radiodienst.) In Halle versuchte gestern abend ein Trupp von siebzig Nationalsozialisten in das Gewerkschaftshaus einzudringen. Es kam zu einem schweren Handgemenge mit der Wache der Eisernen Front, bei dem es auf beiden Seiten Verletzte gab. Die Polizei stellte die Ordnung wieder her und verhaftete mehrere Personen.

In Wittenberg kam es bei einer Demonstration der kommunistischen Antifaschistischen Aktion zu einem Zusammenstoß mit der Polizei. Als die Beamten sich bedroht fühlten, machten sie von der Schußwaffe Gebrauch. Zwei Arbeiter wurden schwer verletzt. Eine Frau erlitt vor Schreck einen Herzschlag. —

Auch einer.

Der wegen Diebstahls und Betrugs vorbestrafte Pferdebursche und nationalsozialistische Wanderredner Reisenschneider erhielt vom Frankfurter (a. M.) Schwurgericht drei Monate Gefängnis wegen versuchter Beamtennötigung. Reisenschneider hatte zur Unterstützung seines wiederholt vom Hauptversorgungsamt abgewiesenen Rentenanspruchs an Frau Arbeitsminister Stegerwald geschrieben, daß „in Berlin etwas passieren werde", und daß er einige Leute umbringen würde, wenn Frau Stegerwald nicht ihren Mann dazu veranlasse, daß er eine Rente erhalte. Nazi-Reisenschneider stützt seine Ansprüche auf eine Geschlechtskrankheit mit nachfolgender Rückenmarksdürre, die er sich während des Krieges zugezogen hatte. Gegenüber seinen Renommistereien, daß er im Felde „die Brust hingehalten" habe, stellte das Gericht fest, daß der Angeklagte ausschließlich einem Pferdelazarett angehört und meistens in der Etappe war.

Hitler als Lügner entlarvt.

Das Gericht verbietet ihm, seine schamlosen Lügen gegen die Sozialdemokratie weiter zu verbreiten.

Der Gau Hamburg der Hitler-Partei hat ein Flugblatt herausgegeben, das eine Sammlung der schamlosesten Lügen darstellt, die je über die Sozialdemokratie verbreitet worden sind. Beispielsweise wird behauptet, die Sozialdemokratie habe sich während des Krieges „für ihren Landesverrat vom Auslande bezahlen" lassen, die Sozialdemokratie habe „mit den größten Schiebern und Wucherern gemeinsame Sache" gemacht und ähnliches mehr. Um diese perfiden nationalsozialistischen Lügen zu brandmarken, hat die Sozialdemokratie sich einmal des Rechtsmittels der einstweiligen Verfügung bedient, mit dem die Nazis immer wieder den Kampf gegen die Wahrheit aufgenommen haben. Die Parteivorsitzenden Otto Wels und Arthur Crispien haben beim Hamburger Landgericht den Erlaß einer einstweiligen Verfügung gegen das Lügenflugblatt der Hamburger Nazis beantragt.

Auf Grund dieses Antrages hat das Landgericht Hamburg den Nazis verboten, das Flugblatt weiter herzustellen, zu verbreiten oder durch andere herstellen und verbreiten zu lassen.

Nun auch der Hering?

Verteuerung durch Zollerhöhung um 2 Pfennig pro Stück geplant.

Die Schleusen sind geöffnet: In den Reichsministerien stehen die Vertreter der Interessenhaufen an, um ihre Zollwünsche vorzutragen und durchzusetzen. Zölle auf Kartoffeln, Zölle auf Gemüse, Zölle auf Südfrüchte, Zölle auf Schmalz und Speck, Zölle auf Vieh, Steuern auf Salz, schließlich Steuer auf Margarine — alles geht auf Kosten der breiten Massen. Jeder will mehr verdienen. Die breiten Verbraucherschichten aber sollen's bezahlen. Nun will man den Heringzoll erhöhen.

Dieses Mal ist der Reichsfinanzminister Graf von Schwerin-Krosigk zuständig. Er dürfte kaum Heringe essen. Auch Adolf Hitler, dessen Partei die Verantwortung für die neue Zoll- und Verteuerungswelle trägt, wird etwas besseres haben als den Hering, um seinen Bauch, der im Laufe der Jahre immer mehr zur Fülle neigt, satt zu machen. Heringe sind das wichtigste Nahrungsmittel der ärmsten Bevölkerung. Wer die Heringe verteuert, nimmt einem großen Teil der deutschen Bevölkerung überhaupt die Fleischnahrung. Wir erinnern in diesem Zusammenhang an die Feststellung berühmter Aerzte, wonach gegenwärtig in vielen deutschen Städten die Unterernährung, gerade bei den Kindern und Jugendlichen, schlimmer ist als während des Krieges und während der Inflation.

Bei dem Heringzoll macht man's direkt im Großen. Der Zoll beträgt gegenwärtig pro Faß 3 RM. Er soll jetzt auf 9 RM. gesteigert werden. Gegenwärtig ist jeder Hering, der in Deutschland verkonsumiert wird, mit einem Zoll von einem halben Pfennig belastet. Mit der Zollsteigerung wird sich die Belastung auf 1,5 Pfennig erhöhen.

Aber die Verteuerung ist damit noch nicht abgetan. Erfahrungsgemäß kommt auf dem Wege vom Import zum Konsum eine weitere Verteuerung zustande, die angesichts eines Zolls von 1½ Pfennigen auf 2 Pfennige zu schätzen ist. Es handelt sich also um eine ungeheuerliche Verteuerung. Wir fragen nur, wie lange wird die Geduld des Volkes noch vorhalten? Am 31. Juli ist Gelegenheit zur Abrechnung!

Eine Entscheidung des Staatsgerichtshofes.

Die von dem hessischen Landtagsabgeordneten Rechtsanwalt Jung namens der nationalsozialistischen Fraktion des hessischen Landtags geführte Klage beim Staatsgerichtshof für das Deutsche Reich auf Durchführung eines Landtagsbeschlusses, der die Abberufung des Innenministers Leuschner forderte, ist in der Sitzung des Staatsgerichtshofes vom 24. Juni unter dem Vorsitz des Präsidenten Dr. Bumke abgewiesen worden. Damit ist grundsätzlich festgestellt, daß aus dem geschäftsführenden Kabinett in Hessen ein einzelner Minister vom Landtag nicht abberufen werden kann.

Autounglück.

Ein Autounglück ereignete sich zwischen Zittau und Herrnhut bei der Eulbrücke. Von den Insassen wurde eine Person getötet, eine schwer und zwei leichter verletzt. Der Wagen, der gegen die Brücke gerast war, wurde vollständig zertrümmert.

Vom Blitz erschlagen.

Bei den schweren Gewittern, die am Donnerstagabend im Kreis Glogau niedergingen, wurden in Altstrunz zwei Arbeiter vom Blitze getötet.

Eine Schadensersatzforderung.

Der Bohwinkeler Fabrikant Fingerhut, der kürzlich in einem Wiederaufnahmeverfahren von der Anklage der Hehlerei freigesprochen werden mußte, hat jetzt eine Schadensersatzforderung wegen unschuldig erlittener Haft und Schädigung seines Geschäfts eingebracht. Seine Forderung beläuft sich auf über vier Millionen Reichsmark.

Drei Todesopfer durch Blitzschlag.

Bei einem Gewitter, dessen wolkenbruchartiger Regen in der Stadt Osterode zahlreiche Keller überschwemmte und im Kreise Osterode mehrere Brücken wegriß, wurden auf dem Lande durch Blitzschlag ein Erwachsener und zwei Kinder getötet.

Explosion.

(London, 16. Juli. Radiodienst.) In Nanking hat sich gestern abend eine schwere Explosion ereignet. Hier flog aus bisher ungeklärter Ursache ein Militär-Pulvermagazin in die Luft, wobei zehn Personen getötet und annähernd 40 verletzt wurden.

25 Schafe vom Blitz erschlagen.

Bei Domrath auf dem Hunsrück schlug während eines heftigen Gewitters der Blitz in eine Schafherde. 25 Tiere wurden getötet.

Nach Luckau ...

Willi Sklarek ist zur Verbüßung seiner vierjährigen Zuchthausstrafe nach der Strafanstalt Luckau überführt worden.

Kaye Don-Rekord!

Der englische Rennbootfahrer Kaye Don erreichte auf dem Lock Lomond in Schottland mit seinem Rennboot „Miß England III" bei einer Probefahrt die inoffizielle Weltrekordgeschwindigkeit von 113 Stundenmeilen.

Drama des Mitleids.

In Glendale (USA.) erschoß ein 61jähriger Mann seinen 30jährigen erblindeten Sohn aus Mitleid. Dann tötete der Vater sich selbst.

Die Nazi-Regierung in Mecklenburg hat beschlossen, sämtliche Gehälter der Beamten über die vom Reich angeordneten Kürzungen hinaus um weitere 2½ Prozent herabzusetzen. Auf diese Weise hoffen die Nationalsozialisten, die in letzter Zeit bei sämtlichen Wahlen nicht nur die Wiederherstellung der alten Gehälter, sondern teilweise sogar noch Erhöhungen mit der Errichtung des Dritten Reiches in Aussicht gestellt haben, den Haushaltsplan ausgleichen zu können.

Wie aus Berlin gemeldet wird, hat auch Leo Sklarek die Revision gegen das über ihn verhängte Zuchthausurteil zurückgenommen, so daß das Urteil damit rechtskräftig geworden ist.

Der preußische Innenminister Severing hat heute sämtliche in Urlaub weilenden Polizeioffiziere und höhere politische Beamte der Polizei aus dem Urlaub telegraphisch in ihre Dienstorte zurückberufen und eine Urlaubssperre bis nach den Reichstagswahlen für diesen Personenkreis verhängt.

Nach einem Uebereinkommen der Deutschnationalen Volkspartei und der Landvolkpartei werden bei der Reichstagswahl die Reststimmen des Landvolks auf die Reichsliste der Deutschnationalen gesetzt.

Die britische Kohlenausfuhr ist in den ersten sechs Monaten dieses Jahres um 19,8 Millionen Tonnen gegenüber dem gleichen Zeitraum des vorigen Jahres um 1,5 Millionen und gegenüber 1930 um 8,7 Millionen Tonnen zurückgegangen.

Aus Amerika wird von einer Hitzwelle gemeldet, bei der eine Wärme bis zu 38 Grad Celsius im Schatten gemessen wurde. Bisher wird von 20 Todesopfern berichtet.

Eine schwere Explosion hat sich heute früh in einem brasilianischen Bergwerk im Staate Minas Geraes ereignet. Neun Bergleute fanden den Tod.

Der Zwist zwischen Deutschnationalen und Nationalsozialisten hat dadurch neue Nahrung erhalten, als diese die schwarzweißrote Fahne nunmehr auch öffentlich ablehnen und außer Landes- und Stadtflaggen nur noch die Hakenkreuzfahne als Reichsflagge anerkennen.

Die Vertreter Großbritanniens, Frankreichs, Italiens, Oesterreichs und Belgiens haben das österreichische Anleiheprotokoll unterzeichnet. Die Vertreter Englands, Frankreichs, Italiens und Belgiens haben mitgeteilt, daß England und Frankreich mit 100 Millionen, Italien mit 30 Millionen und Belgien mit 5 Millionen Schilling an der beschlossenen Anleihe teilnehmen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Reinhard Nieter, Rüstringen. — Druck und Verlag Paul Hug & Co., Rüstringen.

Anzeigenteil für Oldenburg u. Umgegend

Reichsbahn

Am Sonntag, dem 24. Juli nach Wangerooge über Wilhelmshaven Sonderfahrt zu billigen Preisen.

Fahrplan

		Fahrpreise 2 Kl. RM	3. Kl. RM
6.02 ab Oldenburg	an 23.37	8,10	6,90
6.16 ab Rastede	an 23 24	7,20	6,20
6.28 ab Jaderberg	an 23.12	6,30	5,60
6.38 ab Varel	an 23.02	5,80	5,20
7.06 an Wilhelmshaven	ab 22.34		
7.45 ab Wilhelmshaven (L. Hafeneinf.)	an 20.30		
10.30 an Wangerooge (Bahnhof)	ab 17.30		

Reichsbahndirektion Oldenburg.

Möbeln kaufen Sie gut und preiswert Theodor Michels Jahnstraße 7 Tel. 2184

Beerdigungs-Institut „Pietät" Lager in Eichen- und Tannensärgen.

Im Total-Ausverkauf auf 10 Extra-Tischen alle angesammelten riesigen Mengen Waschstoff-, Wollstoff-, Mantelstoff- und Seiden-Reste zu einem Bruchteil des Wertes, halbgeschenkt so billig, daß Sie staunen werden.

Max Blank & Co. Oldenburg, Achternstraße.

Bevorzugt unsere Inserenten.

H. Kapels Speckenbüttel/Zwischenahn empfiehlt seine Lokalitäten, Saal, Klubzimmer, schattiger Garten.

BAKKER TEE

Wollen Sie etwas kaufen, dann inserieren Sie im „Volksblatt". Ein kleines Inserat tut seine Wirkung.

Warum muß Deine Frau zu Firmen laufen die aus Verkennung der Bedeutung Deiner Zeitung nicht bei uns inserieren? Ueberzeuge Du vor allem Deine Frau und Deine Kinder, daß der Inserent in Deiner Zeitung den Vorrang haben muß gegenüber denen, die nur anderen Tageszeitungen Anzeigen zuführen!

Landesbibliothek Oldenburg

● Wenn die Saison dem Ende zuneigt, dann beginnt der **S.S.V.** – der Saisonschlußverkauf. Seine Aufgabe ist es, die Läger von der Überfülle der Vorräte zu befreien und vor allem die ausgesprochenen Saisonwaren loszuschlagen. Der **S.S.V.** – der Saisonschlußverkauf ist also eine Veranstaltung, die sich von regulären Verkäufen unterscheidet und eine Ausnahme bildet. Bei der Organisation des **S.S.V.** – des Saisonschlußverkaufes fragen wir nicht nach den bisherigen Preisen, ja nicht einmal mehr nach den Selbstkosten der Ware – nur 'raus damit!

● So ist das immer, in diesem Sommer aber in verstärktem Maße. Die wirtschaftlichen Verhältnisse zwingen dazu, zu Spottpreisen zu verkaufen, im diesmaligen **S.S.V.** Saisonschlußverkauf noch billiger als je zu sein. Gerade deshalb aber ist der **S.S.V.** – der Saisonschlußverkauf nicht nur unsere, sondern auch Ihre persönliche Angelegenheit. Sie wollen und müssen sparen – Sie werden jetzt zu uns kommen!

Beginn: Mittwoch früh!

WALLHEIMER

GRÖSSTES SPEZIALHAUS FÜR DAMEN- U. MÄDCHENKLEIDUNG · WILHELMSHAVEN, GÖKERSTR. 30

Was ein richtiger Saison-Schluss-Verkauf ist – zeigt am Mittwoch wiedermal

Fr. Steinkopf

Gökerstr. 54

Am Sonntag, dem 17. Juli

nach Helgoland und Wangerooge

mit Bäderdampfer „Stadt Rüstringen"

RM. 4.00

Jade-Seebäderdienst A-G.

Der Bücherfreund

bezieht seine Lektüre usw. aus der

Volksbuchhandlung Oldenburg

Achternstraße 4

Wer heute kaufen kann
will billig kaufen
sparen kann er, wenn er seine Möbel kauft bei
Fritz von Mark, Neue Str. 6.

Besichtigen Sie sofort. — Der weiteste Weg lohnt sich! **Zur Zeit** Gelegenheitskäufe in **Schlaf- und Herrenzimmern,** weit unter Preis.
Besichtigen Sie auch am Sonntag, dem 17. Juli.

Fritz von Mark Wilhelmshaven Neue Straße 6.

Billiger als Sie ahnen

Rusi-Platten 6½×9, Ortholichtbriefe, 12° Scheiner, 4 Stück	0.50
Erka-Platten 9×12, Ortholichtbriefe, 12° Scheiner, ½ Dtzd.	1.00
Erka-Rollfilm 6×9, 23° Sch. 6 Aufnahmen	0.60
Photo-Tasche für Rollfilmkamera, 6×9, mit Samtfutter	2.95
Amateur-Alben 24×32, 24 Blatt mit Seidenzwischenblatt	1.50
Selbstauslöser in Lederbeutel gute Ausführung	1.50
Sonnenbrillen auch für Kinder m. u. o. Diplomatensteg	0.15
Barometer bestes deutsches Fabrikat	5.90

Es darf für Sie nur EINEN Weg geben – den Weg zu

KARSTADT

Wilhelmshaven · Das Haus der guten Qualitäten

Zu verkaufen

Kanarienhähne und Weibchen billig zu verkaufen. Schmidtstr. 9, I l.

Wachsamer **Deutsch. Schäferhund** (reinrassig) sof. günstig zu verkaufen. Auskunft erteilt die Exp. d. Bl.

Gebr. gut erh. hölz. Bettstelle mit Matr. zu verk. Grünstr. 3, II l.

4-Familienhaus (Räumige Wohnungen) im Stadtteil Tonndeich zu verkaufen. Auktionator **Reents,** Birkenweg 4, F. 632.

Weiße Milchziege ohne Hörner zu verkauf. Rüstersiel, Neue Siedlg., Waagestraße 23.

Zündapp-Motorrad (250 ccm) günstig zu verkauf. Fortifikationsstraße 228, u. r.

Erdbeeren täglich frisch. **Villa Frieda,** Banter Weg 17, Nähe d. Kanals.

Kartoffelkiste, kl. Werkz.-Kiste u. großer Bohnen-Einmachetopf zu verk. Friedericenstr. 3, II.

Gut erh. 4r. bl. Handw. (Tragkr. 3-4 Ztr.) z. verk. **Cornelius,** Kieler Str. 76 Hinterhaus

Gelegenheitskauf.

Motorrad 250 PS., versteuert, gut erhalten, billig zu verkaufen. Mitscherlichstr. 36 p. r.

Lachtauben m. Bauer zu verkaufen. Grenzstr. 29, I r.

Bandonion preiswert zu verkaufen. **Schmidt,** Ostfriesenst. 12.

4-R.-Netzempfänger umständeh. bill. z. verk. Ahmstr. 2, I Mitte.

Zu kauf. gesucht

Gut erhaltene Einspännerdeichsel sofort z. kaufen gesucht. Peterstr. 60, Laden.

Gebr. Damenrad zu kaufen ges. Off. u. V. 9211 a. d. Exp. d. Bl.

Zu vermieten

Sonn. leeres Zimmer zu vermieten. Ausgarstr. 9, p. r.

Zu miet. gesucht

Ges. z. 1. Okt. 3r. Wohng. i. Whaven o. Rüstrgen. ev. Tausch n. d. Lande. Off. u. V. 9248 a. d. Exp.

Zu tauschen

4r. Wohng. geg. 3räum. mit kleinem Laden zu tauschen gesucht. Off. u. V. 9212 a. d. Exp. d. Bl.

3r. Wohng. (16,50) geg. gl. abgeschl. b. z. 25 Mk. zu tauschen. Angeb. u. V. 9222 a. d. Exp. d. Bl.

Hausw.-Wohnung geg. Werftwohnung z. tausch. gesucht. Offerten unt. V. 9241 a. d. Exp. d. Bl.

Stellengesuche

Lehrstelle für 15jähr. Jungen gesucht. Angebote unter „383" postlg. Zetel i. O.

Gefunden

Portemonnaie m. Inhalt am Leiteweg gef. Abzuholen bei **Schmidt,** Wangerooggstr. 11.

Verschiedenes

Schönes Gartenrestaurant mit Klubzimmer usw. an junge Fachleute auf Rechnung abzugeben. Sicherheit erforderlich. Offerten unt. V. 9209 an die Exp. d. Bl.

Bierhalle („Centralhallen") per 1. August zu verpachten. Kaution erforderlich. **H. Wagner.**

Belohnung demjenigen, der eine **3räumige saubere Wohnung,** b. 40 M, nachweist. Offerten unter V. 9226 an die Expedition d. Bl.

„Stadt Heppens" Sonntag, den 17. Juli: **Oeffentl. Tanzmusik** Eintritt frei!

Wer f. bill. Maler? Offerten unter V. 9216 an die Expedition d. Bl.

Verein für das Deutschtum i. Auslande V. D. A. Für die Mitglieder am Mittwoch, dem 20. Juli, 20 Uhr, im Jadeklub **Herrenabend** mit den Führern der österreichisch. Schulgruppen.

Auto-Toben 325 fährt billig Flensburger Str. 20

Mod. Möbelanstrich liefert **Geb. Siebens,** Malermstr., Uhlandstr. 8.

Möbel!

Die neuesten und aparten Modelle in

Speisezimmern
Wohnzimmern
Schlafzimmern
Küchen

50 Zimmer weit unter Ladenpreis nur bei

Frehmeyer & Harms, Ulmenstr. 1b. Ecke Bülowstraße.

Kein Laden.

Färberei Cassens reinigt Sommer-Kleidung unübertroffen gut, preiswert Gökerstraße 51, Marktstraße 16, W'havener Str. 66, Telefon 205

Auto-Reparaturen gut und preiswert bei **Freyberg,** Kopperhörner Straße 7, Telefon 1402.

Suchen Sie Geld? wie 1., 2. Hyp., Betrbsg. usw.? Kostenl. Ausk. d. **Nikolaus Tombers,** Abbehausen, Hauptstr. Anfragen Rückporto.

Aug. Diehl, W'haven Viktoriastraße 20 Das Spezial-Geschäft für Nähmaschinen **Pfaff-Nähmaschinen.**

Kirchliche Nachrichten.

Evang. Kirchengemeinde Rüstringen-Bant.
Sonntag, den 17. Juli, 10 Uhr, Gottesdienst. Pastor Willens.

Ev.-luth. Kirchengemeinde Neuende.
Sonntag, den 17. d. M., 10 Uhr, Gottesdienst. Bamberger.
Mittwoch, den 20. d. M., 7.30 Uhr, Spaziergänge des Bibelstundenkreises zum Stadtpark. Treffpunkt Ecke Totenweg.

Wo kauft man seit Jahrzehnten seine Pfelle preiswert u. gut **Bei Schwarzenberger ??**
Ecke Metzer Weg und Börsenstraße

---

54 Jahre! Schlöffel-Mützen.
Dieser Name bürgt für Qualität!
M. Schlöffel Wilhelmshavener Straße Str. 88

Neben dem Beruf können frühere Volksschüler Obersekundarreife und Abiturium nachholen. Schreiben Sie unter V 9204 an die Geschäftsstelle des „Volksblattes".

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme bei der Beerdigung unserer lieben Mutter, der **Witwe Margarethe Kirschen,** danken herzlich
Die trauernden Angehörigen.

Ostfriesen-Verein „Eala frya Fresena"

Nachruf!
Am 14. d. M. starb unser langjähriges Mitglied und Mitbegründer des Vereins, Landsmann

Dirk Ortgies

Der Verein wird dem Verstorbenen ein ehrendes Andenken bewahren. Um zahlreiche Beteiligung bei der Beerdigung wird gebeten.

Landesbibliothek Oldenburg